



Berlin, den 10. März 1900.

Englische Krankheit.

Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, ließ, als ihm der Sieg des englischen Feldmarschalls Roberts über den Buren-general Cronje gemeldet worden war, seiner Großmutter, der Königin und Kaiserin Victoria, und seinem Onkel, dem Prinzen von Wales, den Ausdruck freudiger Theilnahme an diesem Erfolg der britischen Waffen übermitteln. Ein paar Tage vorher war die Stadt Kimberley, wo mit dem Heer des Generals White auch der Schöpfer der Chartered-Company eingeschlossen war, entsetzt worden; und eins der ersten Telegramme, die der befreite Cecil Rhodes absandte, war an einen in London lebenden Deutschen gerichtet und enthielt die Worte: „Groß ist meine Freude über die freundliche Gefinnung, die Ihr Kaiser uns gezeigt hat.“ In der deutschen Presse, wo sonst jede belanglose Privatäußerung des Monarchen sorglich verzeichnet wird, sind diese beiden wichtigen Thatsachen gar nicht erwähnt oder ins Fabelreich verwiesen worden. Warum? Wenn es sich um Erfindungen handelte, wäre schnell eine amtliche Ablehnung erfolgt. Der Mann, den die Engländer den Capnapoleon nennen, ist sehr klug und hat, selbst als Gefangener, die Möglichkeit, von politischen Vorgängen mehr zu erfahren als der Durchschnittspolitiker. Er hat in zwanglosem Beisammensein mit dem Deutschen Kaiser geplaudert, kennt wahrscheinlich den Delagoavertrag und weiß vielleicht auch, was Wilhelm der Zweite bei seinen in neuester Zeit häufigen Besuchen dem englischen Botschafter unter vier Augen gesagt hat; er würde nicht offen in einer kritischen Stunde von der freundlichen Gefinnung des Kaisers reden, wenn er solcher Gefinnung

nicht sehr sicher wäre. Uebrigens ist an dieser Gestimmung nicht mehr zu zweifeln, seit der Instigator des Jameson-Raid unter den bekannten Umständen im berliner Schloß empfangen, der Glückwunsch an die zum Kampf gegen die Buren aufbrechenden Royal Dragoons veröffentlicht und uns später erzählt wurde, der Kaiser sei über den sich in Deutschland regenden Engländerhaß unangenehm erstaunt. Wozu jetzt also das Vertuschen? Muß das politische Handeln des Kaisers ängstlich dem Auge verborgen werden? Er hat Herrn Rhodes gesagt, über den Zug Jamesons sei er falsch unterrichtet worden; und wir müssen annehmen, daß er sich heute nicht mehr, wie im Januar 1896, freuen würde, wenn es dem Präsidenten der Südafrikanischen Republik gelänge, „ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, welche als Friedensstörer in das Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren“. Wie jeder Mensch — und insbesondere, nach Bismarcks Wort, jeder sich nicht unfehlbar dünkelnde Politiker —, so hat auch ein Kaiser und König natürlich das Recht, seine Ansicht zu ändern. Die Ansicht eines so hoch Gestellten ist in politischen Fragen immer wichtig und sollte nie gefälscht werden; aber sie braucht keinen Anderen zu binden. Daß dem Vertreter der Legitimität ein offiziell erklärter Krieg anders erscheinen kann als ein von Privatleuten vorbereiteter und ausgeführter Einbruch bewaffneter Banden, ist begreiflich; und wenn der Kaiser den Wunsch hegt, in diesem Krieg das Schlachtenglück an die Fahnen der ihm nah verwandten Dynastie gekettet zu sehen, so ist gegen solches Gefühl nicht das Geringste einzuwenden. Zu präsen bliebe nur, wie dieses Empfinden auf die Geschäftsleitung eines Reiches wirkt, dessen Schicksal von dynastischen Gefühlen und Rücksichten füglich nicht abhängig gemacht werden darf.

Heute, wie im Januar 1896, handelt es sich für die südafrikanischen Holländer darum, die Unabhängigkeit ihrer Republiken zu wahren und, wenn es möglich ist, in Südafrika ein großes holländisches Reich zu gründen. Der Ausgang dieses Kampfes hat eine für die deutschen Interessen wesentliche Bedeutung. Die Deutsche Kolonialgesellschaft, in der Sachverständige sitzen, hat vor ein paar Jahren in einer Eingabe an den Reichskanzler ausgesprochen, Deutschland müsse die Burenrepubliken gegen England unterstützen und die Delagoabai der britischen Machtphäre fernhalten, weil ein englischer Sieg in Südafrika das koloniale Gleichgewicht unseres Reiches beeinträchtigen würde. Seitdem ist dem latenten der offene Kriegszustand gefolgt. Man sagt, es sei ein schamlos frecher Erobererkrieg. Das ist

richtig. Aber kann man nicht mit dem selben Recht das Selbe von sehr vielen Kriegen sagen, deren Glorie dennoch durch die Geschichtsbücher leuchtet? Man braucht nicht an Alexander und Bonaparte zu denken, sondern nur zu fragen, ob der Große Fritz nicht mit dem Erobererprogramm auf den Thron stieg: Schlesien! In einer Rede, der auch der erbitterteste Gegner einen Zug genialischer Großartigkeit nicht absprechen darf, hat Chamberlain mit brutalster Offenheit dem Parlament die Gründe enthüllt, die England zum Kriege trieben. Es ist nicht, wie wir falsch Berichteten eine Weile glaubten, die Bier nach dem Goldland; die Goldminen gehören ja nicht den Buren, sondern einem internationalen Kapitalistenhaufen, dessen Mehrtheit Engländer bilden. Es ist die Nothwendigkeit — als eine solche erscheint sie dem ganzen Volk —, durch die höhere britische die rückständige holländische Kultur zu verdrängen, die Anomalie eines Zustandes zu beseitigen, der den Engländern den weit überwiegenden Theil der Steuerlast aufbürdet, ihnen aber alle politischen Rechte versagt, und so den Imperialismus des Greater Britain vor schweren Zukunftsgefahren zu schützen. Der Jameson-Raid, der Streit um Stimmrecht und Dynamit sind nur Episoden in diesem Ringen zweier Kulturen, sind nicht die Ursachen seines Beginnes. Wenn Jameson und seine Freunde nie ihre Pferde zum Räuberritt gesattelt hätten, würden die Dinge heute nicht anders stehen. Machtkämpfe werden immer mit äußerster, gräßlichster Grausamkeit geführt, in der Natur, im politischen und im sozialen Leben. Als die Buren ins Baalgebiet drangen, mußten sie mit Feuer und Schwert die Kaffern vertreiben. Das gelang ihnen; und da in dem von ihnen gewalthätig eroberten Lande nun eine Riesenindustrie entstanden und ein neues Element zur Macht aufgewachsen ist, sehen sie sich, wie früher die Kaffern, in ihren erworbenen Rechten bedroht. Dem Anspruch einer feineren Sittlichkeit genügten sie damals so wenig wie heute die Engländer. Alle koloniale und der größte Theil aller einheimischen Macht beruht auf Raub, — wenn man so unzürllich nennen will und nicht vorzieht, mit Patriotenstolz von glorreichen Waffenthaten zu sprechen. Ist irgend ein Staat „sittlich berechtigt“, Chinesen, Hindus, Nigger und Südsceinsulaner aus ererbter Herrschaft zu drängen? Das sittliche Recht wird aus der Kulturpflicht hergeleitet, höhere Civilisation und reicheren Wohlstand zu verbreiten; und diese Pflicht glauben auch die Engländer jetzt zu erfüllen. Sie sagen: Die Freiheit des Individuums ist im britischen Imperium besser gewahrt als irgendwo sonst in der Welt; das Selbe gilt von der wirthschaftlichen Freiheit fremder Völker;

und daß Großbritannien in weiterem Umfange als bisher irgend ein anderer Staat den Wohlstand neu erschlossener Gebiete zu mehren vermag, lehrt die Kolonialgeschichte auf jedem Blatt und ist selbst von Bismarck mehr als einmal zugegeben worden. Das Alles hat mit Gerechtigkeit und Moral sehr wenig zu thun. Wenn wir auch nur einen Tag lang gerecht sein wollten, sagte Pitt, dann wäre es mit unserem Weltreich aus; und Preußens größter König hat sich nie des Sages geschämt: S'il s'agit de tromper, soyons fourbes! Deshalb sollte man die moralinsäuерlichen Glossen über den Ursprung des südafrikanischen Krieges lieber sparen. Herr Joseph Chamberlain ist gewiß kein sittliches Vorbild; greifbare Unanständigkeiten aber sind ihm noch nicht nachgewiesen worden, am Wenigsten in den aufgebaußchten belgischen Veröffentlichungen, und die Thatsache, daß für ihn, ohne dazu gezwungen oder auch nur provozirt zu sein, der fleckenlos ehrenhafte und geistig hoch über allen europäischen politiciens stehende Arthur James Balfour bei jeder Gelegenheit sein ganzes Ansehen einsetzt, verdient doch wohl Beachtung. Was würden wir von einem Ausländer denken, der sein Urtheil über Bismarck nur aus der „Reichsglocke“, aus Liebknechts Schrift über die Emser Depesche, aus sozialdemokratischen und polnischen Reden und aus den Brochuren des Grafen Arnim und des Herrn von Dieß-Daber schöpft? Ehe man Herrn Chamberlain beurtheilt und verurtheilt, muß man doch wenigstens wissen, was er früher geleistet hat; er ist ja kein Abenteuerer, kein Mann von vorgestern, sondern hat eine lange politische Laufbahn hinter sich, die ihn sehr häufig als Vertreter der Schwachen gegen Uebermächtige, der unpopulären gegen die populäre Sache gezeigt hat. Daß er nicht einen Finger gerührt hat, um die gegen Rhodes und Jameson eingeleitete Untersuchung abzukürzen, ist bewiesen; daß an dieser Abkürzung der dem Herrn Alfred Beit verschuldete Erbe der englischen Krone ein wesentliches Interesse hatte, ist in londoner aristokratischen Klubs stets behauptet worden, — und die Behauptung klingt Dem glaubwürdig, der bedenkt, was der Prinz von Wales für den Türkenhirsch that, der ihm Millionen gepumpt und schließlich geschenkt hat . . . Was aber kümmert uns im Grunde die moralische Beschaffenheit britischer Politiker? Thäten wir nicht besser, vor der eigenen Thür zu lehren, statt uns gestern Frankreich und heute England als eine Verbrecherhöhle schildern zu lassen? Es ist eines großen Volkes von stolzem Nationalbewußtsein nicht würdig, alles Ausländische in den schwärzesten Farben zu malen und im schönsten Sonnenschein nur die heimischen Zustände zu sehen. Solche Stimmung, die von einer der Augenblickslaune der

Käufer dienenden Presse profitlich genährt wird, hat Frankreich nach Sedan geführt. Und es ist beschämend, daß erst ein Franzose das Loben der Schimpfschöne mit dem Wort unterbrechen mußte: Wer nicht den Muth oder die Kraft habe, den Schwachen Hilfe zu bringen, solle wenigstens so vorsichtig sein, sich vor roher Kränkung des Starcken zu hüten.

Monate lang wurde uns nun freilich erzählt, stark seien die Buren, schwach die Briten. Schon sollte Englands Weltreich im Fundament zerstört, seine Wehrkraft völlig gebrochen sein. Das britische Heer, in dem Söhne des reichsten Hochadels dienen, wurde als ein unbrauchbarer Söldnerhaufe, die Heerführer wurden als unfähige, eitle, prahlerische Lügner geschildert und Offiziere, die für die Nothwendigkeit ihrer Pensionirung nachträglich noch den Beweis erbringen wollten, schrieben täglich, nach den Niederlagen der ersten Zeit sei für England überhaupt nichts mehr zu hoffen. Dieses kindische Treiben konnte keinen Verständigen aus der Ueberzeugung drängen, die hier vom ersten Tage an ausgesprochen worden ist: England muß über kurz oder lang siegen, wenn nicht eine europäische Großmacht sich der Buren erbarmt. Darüber ist heute wohl keine Täuschung mehr möglich. Hätten unsere Privatstrategen die Verhältnisse etwas genauer studirt, dann hätten sie bald eingesehen, daß die erste Kriegsepoche den Engländern zwar schwere Opfer aufbürden, für das Endresultat aber gar nichts beweisen konnte. Da der General White nun einmal zu spät kam, um die Stellungen im Natalgebiet besetzen zu können, in die das Burenheer schon gerückt war, ließ sich einseitigen eben nichts machen. Dieses Gebiet giebt dem Vertheidiger alle Vortheile. Das haben, wie jetzt die Engländer, früher die Buren erfahren, als sie in dem selben Terrain den Widerstand der Kaffern nicht brechen konnten, sondern thatlos warten mußten, bis der Hunger die Unangreifbaren zum Nachgeben zwang. Ihr nächstes Ziel haben die Engländer erreicht: Kimberley und Ladysmith sind frei, Cronje, von dem es hieß, er werde nie lebend die Waffen strecken, hat sich mit seinem ganzen Heer, mit Frau, Adjutanten und Sekretär ergeben und Natal ist von den Buren geräumt. Daran, daß Kitchener die Sache auch weiter gut besorgen wird, kann kaum noch ein Zweifel entstehen. Was also haben die Prophezeiungen, Legenden, Fälschungen den tapfer für ihr Daseinsrecht fechtenden Buren, was den Deutschen genügt? Der Krieg wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, einen dem politischen und wirthschaftlichen Interesse des Deutschen Reiches schädlichen Ausgang nehmen. Das großbritische Imperium, dem die wichtigsten Kolonien Proben opferwilliger Anhänglichkeit gegeben haben, wird dann in sich fester und

mächtiger dastehen als je vorher, es wird Afrika von Kairo bis zum Cap völlig anglifiren, — und uns wird der magere Trost bleiben, daß wir, als es den Engländern schlecht ging, unserem alten Groll kräftig Lust gemacht und in angeblich ernstern und angeblich wigigen Blättern alle Beschimpfungen der greisen Königin und ihrer Minister mit Behagen gelesen haben.

Muß es so kommen? Und hat das Reich, für das mehr als für irgend ein anderes von dem Ausgang dieses Krieges abhängt, der wartenden Welt kein besseres, nützlicheres Schauspiel zu bieten, als den Anblick seiner in ohnmächtiger Wuth reisenden Bürger? Dann: Rule Britannia! Dann wird England in Südafrika ein neues Indien finden, ein Dorado, dessen Erträge britische Zähigkeit und Intelligenz über alles heutige Hoffen oder Fürchten hinaus steigern wird, dann ist ihm die Delagoabai und der herrliche Hafen von Lourenço-Marquez mit seinem riesigen Kohlenreichthum sicher, sein Prestige auf der ganzen bewohnten Erde, in Bombay und Peking so gut wie in Kanada und Melbourne, von hellerem Glanz umleuchtet als je seit dem Abfall der Vereinigten Staaten. Dann aber soll man uns, weil auf ein paar insularen Landstücken die deutsche Flagge gehißt wird, auch nicht einreden, den Deutschen breche ein Weltmachtmorgen von ungeahnter Schönheit an und Michel sei für immer bestattet. Ein schimpfender, in der Tasche nur scheu die Faust ballender Michel ist keine erfreulichere Gestalt als Michel der am Abhang des Helikons sinnende Träumer.

Es muß nicht so kommen. Und damit es anders komme, muß die Komödie der Irrungen ein Ende nehmen, in deren Verlauf bis jetzt immer Der geprügelt wurde, der die Schläge gar nicht verdiente, und der Andere, der eine tüchtige Tracht brauchen konnte, leer ausging. Die Begeisterung für die Buren ist eine schöne Sache, eine schönere jedenfalls als die für das Kleeblatt Dreyfus-Picquart-Loubet, in der das tugendsame Albion alle Wettbewerber übertraf; und die Bewunderung eines muthig und gläubig für seine Scholle fechtenden Stammes kann jedes Volk nur ehren. Den Engländern aber ist es schließlich ganz gleichgiltig, ob wir Chamberlain für einen Schuft und Krüger für einen in Gottähnlichkeit erwachsenen Cromwell halten, wenn nur Chamberlain siegt und Krüger aus der Macht gejagt wird. Nachher wird sich schon Alles finden. Die wigigen Chansonniers der pariser Butte haben längst prophezeit, daß sich bei jedem Sieger, mag er in Windsor oder Pretoria wohnen, die europäischen Großmächte als Gratulanten einstellen werden. Und die Engländer hatten daheim zu häufig Gelegenheit, die Psyche des business-man, dessen Gemüthsart dem Wesen aller modernen Industrie-

staaten die Farbe giebt, zu ergründen, als daß sie glauben könnten, Europa werde mit den einmal im Besigrecht Wohnenden noch lange schmolten und grollen. Der Krieg, sagte vor bald hundert Jahren der badische Nationalökonom Nebenius, ist die Erntezeit der Kapitalisten. Seitdem haben die Kriegsprofinite noch eine ganz andere Höhe erreicht, — und glückliche Kapitalisten pflegen den Anzettlern der Feldzüge, bei denen sie als Marodeure Beute machen konnten, den Mangel an Humanität und Rechtsgefühl nicht nachzutragen. Wenn im Goldland der Union Jack weht, wird das in Minenwerthen angelegte deutsche Kapital, das heute ungefähr achthundert Millionen Mark betragen soll, sich schnell mindestens verdoppeln, England wird auch sonst keinen schädigenden Antipathien begegnen und seinen nationalen Hochmuth weiter entwickeln dürfen. Dieses Volk beugt sich nur der Macht und dem Muth, nicht dem Schimpf. Der Briten weiß, daß er auf dem ganzen Kontinent gehaßt und in Paris wie in Pau von jedem Kellner hinter dem Rücken verhöhnt wird. Was thut es ihm? Er zahlt gut und wird besser bedient als jeder andere Gast. Das Zittern lernt er erst, wenn seine kapitalistische Uebermacht bedroht wird. Daher das Entsetzen, als Williams den Landsleuten zurief, ihre industrielle Vorherrschaft sei nur noch ein holder Traum, sie seien zum drittgrößten Handelsvolk der Erde hinabgesunken, denn die Yankee hätten sie überholt und auf allen Märkten, selbst auf den englischen, triumphire das Wort: Made in Germany! Das war der erste Streich, war einer der Gründe, die den Imperialismus Beaconsfields in den brutaleren Chamberlains umwandeln mußten. Jetzt ist die Zeit für den zweiten Streich gekommen; fällt er jetzt nicht, dann ist, da in dreißig Jahren auch Rußland eine exportirende IndustrieWeltmacht sein wird, die günstige Stunde versäumt. Das festzustellen und danach zu handeln, ist die Aufgabe deutscher Politiker. Nicht die Engländer schimpfen soll man, nicht ihnen Eigenschaften ins Gewissen schieben, die unter jedem Himmel eine lange Händlerkultur zeitigen muß, sondern ihre Tüchtigkeit, die Sicherheit ihres politischen Instinktes und die Kraft ihres Handelns anerkennen, sie als einen sehr ernst zu nehmenden Gegner hoch einschätzen, — und dann Alles anbieten, um diesem Gegner endlich den Nacken zu beugen. Nie vielleicht war in einem geschichtlichen Kampf der Gegensatz zwischen moderner Großindustrie und patriarchalischem Bauernthum so klar verkörpert wie in Briten und Buren; die hellen und die dunklen Seiten beider Kulturarten sind deutlich sichtbar. Nicht aber darum handelt es sich jetzt, nach sittlichem oder wirthschaftlichem Geschmac für eine der beiden Arten Partei zu ergreifen, sondern darum, den gefährlichen Gegner,

so weit es irgend möglich ist, zu schwächen, zurückzudrängen. Dieser Segner bleibe England, auch wenn alle Briten leichte Engel und alle Buren pechschwarze Halkunten wären.

Für England hegt heute in Europa kein einziges Volk Sympathien. Der Deutsche Kaiser und der Sultan haben ihrer Freude über den Erfolg der englischen Waffen Ausdruck gegeben. In allen europäischen Hauptstädten aber würde die Kunde von einer entscheidenden Niederlage des Britenheeres mit einer Illumination begrüßt werden, an der sich bei uns vielleicht nur die Postlieferanten nicht theilhaben würden. Die Zeitungsbesitzer kennen diese Stimmung und schmeicheln ihr; aber sie drängen die Kundenschaft in eine falsche Richtung: sie füttern sie mit kindischen Märchen und widrigen Schimpfreien und verschweigen ihnen, daß jeder wache Deutsche jetzt von den Regierenden fordern muß, sie mögen die Stunde nützen, um das Britenjoch zu brechen und in Europa die natürliche Gruppierung der Großmächte wiederherzustellen. Diese natürliche Gruppierung ist nicht: die Dreibund, die Zweibund. Der Dreibund war ein Nothbehelf, den Bismarcks Genie sich für ein Weilchen erfand und dessen jetziges Scheinleben in dem Augenblick erlöschen würde, wo er zu lebendiger Aktion berufen wäre. Wer heute noch im Ernst glaubt, die habsburgisch lothringische Dynastie werde, um das Deutsche Reich zu stärken oder auch nur vor Schwächung zu bewahren, einen Krieg führen, das verflaute Oesterreich werde gegen Rußland, das verelendete Italien gegen Frankreich einen wirksamen Schutzwall bilden können oder wollen: Der ist ein Thor oder ein zünftiger Diplomat. Die natürliche Gruppierung ist durch den Krieg des Jahres 1870 zerstört worden, — oder richtiger: gehindert, denn sie wurde erst durch die Gründung des Deutschen Reiches möglich; als das erstrebenswerthe Ziel hatte Bismarck, wie man in seinen Briefen an Gerlach lesen kann, sie schon in den fünfziger Jahren erkannt. Sie ist seitdem nur noch natürlicher und nothwendiger geworden. Das Arbeitsfeld politischer Bethätigung hat sich gewaltig erweitert, überall regen sich expansive Wünsche, die jüngeren Kolonialmächte, Deutschland, Frankreich, Rußland, suchen ihren Besitz zu mehren, abzurunden, sich Luftlöcher ins offene Meer zu schaffen und stoßen dabei in allen Wasserstraßen und Erdtheilen auf England, das sich die besten Weideplätze früh gesichert hat. Was ist natürlicher als ein Bündniß der aufstrebenden Mächte gegen die alteingesessene, hochfahrende Herrin der Menschenwelt? Wenn junge Industriefirmen einem alten Riesenunternehmen, das ihnen die Geschäftswege sperrt, einzeln nicht beikommen können, dann vereinen sie sich in einem Trust; jedes Haus

behält in weitem Umfange die Freiheit des Handelns, die Chefs brauchen persönlich mit einander gar nicht zu verkehren: nur da, wo es gegen die Uebermacht geht, halten die syndizirten Firmen fest zusammen. Alle Großmächte treiben heutzutage Geschäftspolitik. Der Europäer will gewisse Arbeiten nicht länger leisten, will sie auf transatlantische Heloten abladen, die ihm zugleich seine minderwerthigen Massenprodukte abkaufen sollen: daher der Kampf um die Interessensphären, Machtgebiete, Märkte. Dieser industrielle Kampf muß in dem Industrieleben entlehnten Formen geführt werden. Wer auf dem Festland würde die Bildung eines antibritischen Trusts, einer Koalition gegen die Wortführer des Greater Britain und der Imperial Federation League, nicht mit Jubel begrüßen? . . . Darüber hat uns die Geschichte der englisch-deutschen Beziehungen mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit aufgeklärt: der Flirt mit England wird uns nie etwas Anderes eintragen als in Europa das Mißtrauen Rußlands, in den anderen Welttheilen den Rang eines gnädig vom britischen Leun Protegirten. Das wußte Bismarck, der den einzelnen Engländer sehr hoch schätzte, die englische Heuchlergier als politisches System aber mit der ganzen Inbrunst eines norddeutschen Bauern haßte. Die Angst seiner letzten Lebensjahre war es, daß persönliche oder dynastische Beziehungen das Deutsche Reich den Briten ins Reg treiben könnten. Ihm war ein wichtiger Theil des Schachbrettes für sein Spiel gesperrt: er mußte damit rechnen, daß der Rachedurst in den 1870 Besiegten stärker sein würde als jedes andere Gefühl und daß jeder Gegner Deutschlands auf die Franzosen zählen dürfe. So wunderbar aber war seine Intuition, daß er schon zu Ferrys Zeit daran dachte: nur ein Kolonialkampf, nur die Nothwendigkeit gemeinsamer Abwehr englischen Druckes könne eines Tages die Einigung bringen, die Europa so dringend braucht.

Der Tag ist angebrochen. Vor fünfzig Jahren erschien, unter dem Titel *Russie, Allemagne et France*, ein kleines Buch, in dem gesagt wurde, es sei für die Franzosen nicht gut, d'avoir constamment sous les yeux, pour l'imiter sans cesse, un peuple de marchands qui n'a de culte que pour l'or et d'autre enthousiasme qu'un égoïsme en délire; Frankreich müsse sich dem fleißigen und gläubigen deutschen Volk verbänden, dem eine große Zukunft gewiß sei. Der Verfasser ahnte nicht, daß der Weg in diese Zukunft durch die französischen Bajonnette führen würde. Doch Alles, auch der hitzigste Rachedurst, hat seine Zeit. Frankreich ist auf einem Punkt verfeinerner und schwächerer Kultur angelangt, wo es einen europäischen Krieg nicht mehr führen kann. Mit seiner sinkenden Bevölkerungsziffer, seinem läh-

menden Parlamentarismus, seiner rückständigen Industrie und Finanzwirtschaft, mit der anmuthigen Korruption, die sich in alle Winkel eines Welt-hotels und Weltkupanars einfrisht, darf es von einem Sieg über das weniger fein kultivirte, aber schon numerisch unendlich überlegene Deutschland nicht einmal mehr träumen. Der Traum ist auch wirklich vorbei. Mag manchmal ein applauslüchtiger Politiker ohne Macht und Verantwortung die alte Saite schwirren lassen: wer Grosclaundes Buch *France, Russie, Allemagne et la guerre au Transvaal* gelesen, die Verwahrungen der eifrigsten Chauvinisten, der Willevohe und Thiébaud, gegen jeden Gedanken an Rebanchépläne gehört hat und erwägt, daß der geniale Geschäftsmann Rochefort Geld zu einem Ehrendegen für Cronje sammelt, — Der weiß, wie völlig die Volkstimmung sich gewandelt hat. Frankreich hat in Egypten, in Tonkin und Tunis, auf Madagaskar und zuletzt vor Faschoda britischen Uebermuth und britische Ränke kennen gelernt und einen jede andere Regung niederhaltenden Groll gegen England angeammelt, den der Burenkrieg nun leidenschaftlich ausbrechen ließ. Da man lange zur Schau getragene Gefühle nicht gern öffentlich ablegt, wäre es unklug, die Franzosen heute schon zu einem Bündniß mit Deutschland zu laden. In einen antibritischen Truist aber, der in Südafrika Ruhe geböte, die Capholländer in sein Interesse zöge und der englischen Macht Schranken setze, würden sie jauchzend eintreten und keine Regierung, keine wehe Erinnerung wäre stark genug, sie zurückzuhalten. Und zweifelt irgend Jemand, daß Rußland gern die Gelegenheit benutzen würde, um, ohne in finanziell und militärisch unfertiger Rüstung kämpfen zu müssen, das Feuer des asiatischen Konkurrenten ein Wischen zu dämpfen? Selbst im Zarenreich, die Türkenkriege lehren es, kann die Volkstimmung eine Politik erzwingen, zu der die Machthaber sich freiwillig nicht entschlossen hätten. Kein Tröpflein Menschenblutes brauchte zu fließen; der feste Wille der mitteleuropäischen Großmächte würde genügen, um das von Truppen entblößte Inselreich unter das Gebot zu beugen: Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter! Von Deutschland aber, als dem am Nächsten interessirten Staat, wird das Lösungswort erwartet.

Die Aufgabe deutscher Politik liegt klar vor dem nüchtern wägenden Blick. Siegt England jetzt, dann hat es den Sieg und den ungeheuren Zuwachs an Prestige dem Deutschen Reich zu danken. Dann aber wird bald auch der Tag kommen, wo an die Leiter der Reichsgeschäfte die Frage herantritt, was sie hindern konnte, in der entscheidenden Stunde mit einem unblutigen Schlage die Zukunft der deutschen Menschheit zu sichern.

Der Kohlenarbeiterausstand.

Keinen Strike von der Bedeutung des jetzigen Kohlenarbeiterausstandes hat Oesterreich noch nicht erlebt. Der Braun- und Steinkohlenbergbau in Böhmen, Mähren und Schlesien beschäftigt 115 000 Arbeiter und fördert alljährlich 266 Millionen Metercentner Kohle zu Tage. Mehr als die Hälfte dieser Arbeiter hat den Kampf um die Achtstundenschicht aufgenommen und bisher schon zwei Monate auf dem Boden der bürgerlichen Ruhe und Ordnung durchgeführt. Dieser wirtschaftliche Krieg war auf keiner Seite vorbereitet. Nicht auf der Seite der Unternehmer; denn seit Jahren macht der chronische Waggonmangel eine fürsorgliche Bevorrathung mit Heizmaterial unmöglich. Anhaltende Betriebsstörungen der k. k. Staatsbahnen in Folge von Elementarereignissen und der drängende Bedarf des agrarischen Herbstexportes haben diesen Uebelstand verschärft. Mit großer Heftigkeit setzte der Winter ungewöhnlich früh ein. Kluge Händler mußten ihre Schlässe durch rechtzeitige Beschlagsnahme „sichtbarer“ Mengen zu ergänzen und durch „flotte“ Preiserhöhungen zu verwerthen. Mit Ausnahme der galizischen Staatsbahnlinsen soll eigentlich keine einzige der großen Bahnverwaltungen auch nur das vorschriftsmäßige dreimonatige Kohlenkapital zur Verfügung gehabt haben. Es ist das Verdienst des Eisenbahnchefs des kompetenten Militärkommandos in Galizien, wenn in diesem — stets als strategische Basis eines Zukunftkrieges behandelten — Lande das Reglement eingehalten wurde. Aus dem militärischen Reservefonds werden nun die Lokomotiven des Herrn von Wittel geheizt.

Aber auch die Arbeiter traf ihr eigener Angriffsstrike unvorbereitet. Wir wissen von Brentano her ganz genau, wie ein richtiger Strike inszenirt, noch besser bloß schieblich-friedlich angedroht und in seiner bedrohlichen Möglichkeit zum einflußreichen Faktor bei der Bestimmung des Arbeitsvertrages gemacht werden soll. Die sechzigtausend Feiernden sind keine Trade-Unionisten und nur zum geringsten Theil Sozialisten. Sie bilden eine amorphe und weit verpöngte Masse, sie besitzen keine andere Organisation als die selb-mäßigen Telegraphenlinien und postlageren Befestigungen, die von den Führern der österreichischen sozialdemokratischen Partei in aller Eile angelegt wurden. Victor Adler und seine Leute sind sehr reale Politiker, vielleicht mit einem Tröpfchen opportunistischen Oeles gesalbt und sich der Tragweite solcher Bewegungen viel zu bewußt, um in Hurrahschwärmung zu antikapitalistischen Feldzügen aufzurufen.

„Das sind ja keine Arbeiter, wie Sie glauben,“ hörte ich einen angeblichen Kenner der ostrauner Verhältnisse zu einem wiener Philanthropen sagen. „Das sind ja zum größten Theil eingewanderte Wasserpölkaken, Masuren, die dem Werkmeister den Fuß küssen, wenn er sie in Arbeit nimmt.“ Um

so wunderbarer und überzeugender bethätigt sich mit elementarer Gewalt in Polen, Tschechen und Deutschen, da an der galizischen, dort an der bayerisch-sächsischen Grenze, der selbe große Kulturdrang nach einem Dasein, würdig des Wesens, das nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist.

Doch wir wollen vorläufig noch gar nicht von der Würde sprechen, sondern nur von den Grundsätzen rationeller Volkswirtschaft. Man forstet verkarstete Hänge, man züchtet bessere Viehassen auf, man unterhält Samen-, Acker- und Gartenbaustationen, man schützt den Wasserlauf, die Fische, das Wild —: nur das Kapital an Menschenkraft und Volksgesundheit, nur unseren eigenen Leib sollen wir den brutalen Zufälligkeiten von Angebot und Nachfrage preisgeben? Das wäre sinnloser Raubbau. In Wald und Flur strafen wir ihn mit Recht und wir handeln nur als gute Rechner, wenn wir ihn auch bis in das Innere der Erde verfolgen. „Das kostbarste Kapital der Menschheit ist der Mensch,“ sagte weiland Kronprinz Rudolf und bewies damit sein tiefes Verständniß für die Pflichten des Herrschers. Das erste Wort hat daher der Arzt. Uebereinstimmend haben alle medizinischen Fachmänner die Arbeit des Bergmannes, tief unter der Oberfläche, in größter Hitze, in Staub und Dunst, oft in Feuchtigkeit und Kälte, theils in gebückter und liegender Stellung, eine Arbeit, die an und für sich an die physische Kraft die höchsten Anforderungen stellt, als eine außerordentlich gesundheitschädliche bezeichnet. Erkrankungen des Gehirns, der Luftröhre, der Bronchien, Kopfkongestionen, Störungen des Sehvermögens, Rückenmarksaffectationen, motorische Lähmungen der unteren Extremitäten und viele andere Plagen sind die Folgen der Erwerbsthätigkeit des Kohlenmannes. Nach der offiziellen Statistik kamen in Oesterreich im Jahre 1894 auf 100 Arbeiter der Industrie 43, auf 100 Arbeiter des Kohlenbergbaues 83 Erkrankungen; im Jahre 1895 auf 100 Arbeiter der Industrie 47, auf 100 Arbeiter des Kohlenbergbaues 92 Erkrankungen.

Aber nicht allein Krankheiten bedrängen den Bergarbeiter. Noch fürchterlichere Gefahr droht ihm von den schlagenden Wetterern und anderen Unfällen. Er fährt zur Grube und weiß nicht, ob er das Sonnenlicht je wiedersehen, ob man ihn nicht allzu bald hinaustragen wird in das graue Massengrab des Ortskirchhofes, wie seinen Vater oder Bruder. In den acht Jahren von 1890 bis 1897 entfallen auf 1000 Industriearbeiter $\frac{1}{2}$ per Wille Unglücksfälle mit tödtlichem Ausgang, auf je 1000 Kohlenarbeiter aber 2,3 per Wille. Das ist fast das Fünffache. Mehr als 200 Menschen lassen Jahr für Jahr in Oesterreich beim Kohlenbergbau ihr Leben. Alle Vertreter der Sanitätswissenschaft sind darüber einig, daß in erster Linie eine namhafte Verkürzung der Arbeitszeit notwendig ist, um die nachtheiligen Folgen der Unter-Tags-Arbeit für die Gesundheit des Bergmannes zu bekämpfen. Aber auch mit der Unfallgefahr hängt die überlange Schichtdauer

zusammen, da erfahrungsgemäß der übermüdete Mann gegen Vorsichtsmaßregeln — und Vorschriften — viel gleichgiltiger ist als der frische. Der wiener Berginspektor erzählt in seinem Bericht von 1896, die Unfälle einer gewissen Gruppe vertheilten sich so, daß auf das erste Viertel der Schicht 25, das zweite 45, das dritte 69 und das letzte 68 Unfälle kamen.

Solche Thatfachen können nicht weggeleugnet werden. In verschiedenen Zechen des In- und Auslandes wurden mit der Verkürzung der Arbeitszeit sehr befriedigende Erfolge erzielt. Es wurde in der kürzeren Zeit mehr Kohle gefördert als in der längeren, — ein Beweis dafür, daß die übergroße Schichtdauer die Belegschaft in einem Zustande chronischer Abspannung und Kraftlosigkeit erhält. Die unwissenden Leute suchen das Defizit an Nerven- und Muskelkapital durch Alkohol zu ersetzen. Was Krankheit und Schlagwetter nicht leistet, Das vollendet die Branntweinpest; sie wird nur zum Schein vom Staat bekämpft, der aus ihr ansehnliche Einnahmen zieht.

So liegen die Dinge —: ein unheilbarer und unhaltbarer Zustand. Dabei wollen wir noch gar nicht an das Christenthum oder an eine moderne Gesellschaftsauffassung appelliren, weder die Nächstenliebe noch das Gleichheitsgefühl anrufen, sondern nur kalt und praktisch unseren Volkskörper wie einen Wald- oder Viehbestand betrachten und aussagen, daß eine dreartige Devastation von Menschenfleisch und Menschenblut auf die Dauer eine sehr schlechte Spekulation ist. Die Erhaltung von Leben und Gesundheit aller Staatsgenossen ist die primitivste Aufgabe des Gemeinwesens. Wird es dieser Mission nicht gerecht, dann hat es seinen Zweck nicht erfüllt und hat kein Recht und schließlich auch nicht mehr die Macht, die Beobachtung seiner Befehle von den Vernachlässigten zu verlangen und zu erzwingen. Es ist der uralte Kampf zwischen dem Egoismus Einzelner und dem Interesse der Gesamtheit. Die Erhaltung des physischen Lebens ist ein absolutes Gebot. Seine Durchführung findet ihre Grenze nur in der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Natur und Einrichtungen, keineswegs aber in dem Karszettel. Wenn in der That die Verkürzung der Schichtdauer eine Vertheuerung der Gestehungskosten zur Folge haben müßte — was noch durchaus unerwiesen ist —, so kann wohl Niemand den Anspruch auf billiges Heizmaterial für seine Küche oder seine Maschine mit der Forderung begründen, der arme Bergmann möge diese Billigkeit mit dem eigenen Leben oder der eigenen Gesundheit bezahlen. Wir sollten uns bei diesem Anlaß wieder einmal mit Rußanwendung klar machen, wie viel von unserer gerühmten Kultur, von unserem behaglichen Komfort durch die Ueberarbeit, die Gesundheit, das Leben unserer Mitbürger erkauft ist. Die Käufervereine in Amerika und England sind eine der erfreulichsten Erscheinungen der Neuzeit. Sie verpflichten ihre Mitglieder, nur in den Geschäften zu kaufen, die ihre Angestellten und Ar-

beiter in Bezug auf Lohn, Arbeitszeit und sonstige Arbeitsbedingungen menschlich behandeln. Der nothwendige Preiszuschlag wird gern gewährt: erkauft man sich doch durch ihn die Sicherheit, die Freude an der schönen Wäsche nicht durch den Gedanken an die Schwindsucht der Näherin verborben zu sehen. Freilich wird durch solche private Thätigkeit die Pflicht der Deffentlichkeit nicht ersetzt. Sicherlich darf man es dem Bergknappen nicht verübeln, wenn er das Dilemma, daß — angeblich — einer von beiden Theilen, Arbeiter oder Konsument, die Kosten tragen müsse, schließlich zu seinen eigenen Gunsten entscheidet und in innigem Lebensdrang dem Non possumus ein mannhafteß: Ich will nicht! entgegensetzt.

Noch lange ist es nicht ausgemacht, daß die Verkürzung der Schicht eine Vertheuerung der Produktion und daß diese wieder eine Neubelastung des Konsumenten bedeuten muß. Es widerstrebt Einem, den unbeugsamen Gewerken die Reichthümer des Erzherzogs Friedrich und Grafen Larisch, der Firmen Rothschild und Gutmann, der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft und anderer notorisch und nachweisbar mit dem größten Nutzen arbeitenden Unternehmungen vorzuhalten. Sie sind durchaus schlecht berathen, wenn sie in unserer zu sozialem Zwiespalt neigenden Zeit den Vergleich, den Neid und den Unwillen weitester Schichten der Bevölkerung geradezu herausfordern. Unser armes Vaterland ist von nationalen und konfessionellen Gegensätzen zerrissen, von politischen Wirrnissen der schlimmsten Art erschüttert; es ist ein leider nur zu gut gedüngter Boden für den Samen sozialer Unzufriedenheit. Und werden denn die Gewerken den gesammten Entgang — wenn sich ein solcher einstellen sollte — allein tragen müssen? Hat die Regierung nicht Mittel in der Hand, die Bahnen anzuhalten, durch eine Aenderung ihres Barometres den Entgang etwas auszugleichen? Unmittelbar bei Brünn liegt das reiche rössiger Steinkohlenrevier. Die Staatseisenbahngesellschaft hält aber den Tarif so hoch, daß diese Kohle loco Brünn mit der von der mährisch-schlesischen Grenze kommenden knapp konkurriren kann. Ein großer Theil der Lager bleibt überhaupt unerschlossen, da es an der nöthigen Eisenbahnverbindung fehlt. Odrau-Wien zahlt größere Fracht als die nahezu doppelt so lange Relation Auffig-Wien. Das Verkehrswesen wird also manche Härte ausgleichen. Auch die Konsumenten müssen sich rühren. Sie brauchen sich nicht alle und jede Auschreitung des Zwischenhandels gefallen zu lassen. Wenn die großen Gemeinden Kohlenkonsumgenossenschaften bilden, wie sie heute bereits Bahnen, Beleuchtung, Wasserleitungen u. s. w. betreiben, wird man bald der größten Auswüchse des Kohlenwuchers Herr werden. Im Verbrauch selbst können noch namhafte Ersparungen ohne Reduzirung des kalorischen Nugeffektes erzielt werden. Die meisten Heiz- und Kochvorrichtungen sind veraltet und bedingen eine unfruchtbare Kohlenverschwendung.

Das Selbe gilt von sehr vielen Kesselfeuerungsanlagen der Industrie. Es giebt Maschinenfabrikanten, die schöne Geschäfte in Dampfkesselleinrichtungen „auf Kohlen-Ersparung“ geschlossen haben. Das heißt: der gelieferte Kessel wurde aus dem Gewinn der ersparten Kohle — in ungefähr zwei Jahren — bezahlt. Der unberechtigte Konservatismus wird ein Wenig aufgeschreckt, der kohlensparende Erfindungsgeist unserer Ingenieure prämiirt werden. So sträubten sich einzelne Etablissements in Mähren, rossiher Kohle trotz ihrem günstigen kalorischen Werth zu brennen, da sie scharf bädt, eine größere Koflanlage und etwas fleißigere Bedienung erfordert als ostrauer. Wenn der Preisunterschied zwischen den beiden Marken größer wird, dann wird man eben den richtigen Heizer an den richtigen Kof stellen.

Die Politik der Gewerken war eine bedingungslos ablehnende. Sie gewährten von den Arbeiterforderungen lediglich das freie Geleschte und stellten Lohnaufbesserungen in Aussicht. Den ersten Punkt kann man überhaupt nicht als Konzession auffassen; denn es ist ein allgemeiner Grundsatz unseres gewerblichen und wirtschaftlichen Lebens, daß der Unternehmer und nicht der Arbeiter für die Beleuchtung seines Wertes aufzukommen hat. Die Versprechungen von Lohnaufbesserungen begegnen dem größten Mißtrauen der Arbeiterschaft. Sie behauptet, es werde — wie es schon öfter geschehen sei — hinterher durch eine Aenderung bei der Bedingfestsetzung die nominelle Zugabe wieder rückgängig gemacht werden. Für die Forderung einer Verfürzung der zehnstündigen Schicht haben die Gewerken nur ein starres Nein. Sie gingen so weit, anfangs die Beschickung der Einigungämter prinzipiell abzulehnen. Diese Haltung ist nicht klug. Ein großer Theil des technischen Personals — und zwar gerade die eigentlichen Montanisten — faßt die Sache nicht so leicht auf. Diese Beamten theilen Leid und Gefahr der Belegschaften, sie halten noch fest an den uralten Kulturtraditionen des Standes, sie wissen, was persönlicher Muth heißt, und erblicken in dem Knappen doch etwas mehr als den Inhaber eines Schichtbüchels. Ganz anders die Gewerken selbst, die in dem Bergbau nichts weiter sehen als eine Kapitalanlage und über Amortisation und Dividende die Menschen vergessen. Wo nun, wie an mehr als einem Ort, der Bergwerksbesitzer überhaupt nichts thut, sondern nur „besitzt“ und den Ertrag einsteckt, wo jedes persönliche Interesse an dem Erwerb als Bethätigung eines menschlichen Berufes geschwunden ist, wo kommerzielle Talente allein den Ausschlag geben und nach den rücksichtslosen Grundsätzen des börsenmäßigen Kampfes um das Dasein über das Geschick von Tausenden, über Wohl und Weh ganzer Gegenden entscheiden, da scheint es Pflicht des Staates, einzugreifen und den kapitalistischen Egoismus in jenen Bahnen zu erhalten, in denen er die Produktion befruchtet, ohne die Gesellschaft zu gefährden. Das österreichische Ab-

geordnetenhaus hat am lezten Februartag einstimmig die Intervention beschlossen und dem sozialpolitischen Ausschuss einen Termin bis zum zwölften März zur Fertigstellung seiner Anträge gestellt. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß das Parlament unter dem Druck der öffentlichen Meinung weiter geht, als die Gewerken selbst hätten gehen müssen, wenn sie es vorgezogen hätten, durch ein Entgegenkommen in der Frage der Arbeitszeit den Konflikt mit ihren Arbeitern selbst zum Abschluß zu bringen. Gerade die Berücksichtigung technischer Individualismen ist ohne diese private Vereinbarung kaum durchführbar. Die Grubenbesitzer hofften vielleicht, in der Erkenntniß dieser Sachlage einen Schutz gegen jeden Nachspruch des Staates zu finden. Sie dürften sich täuschen. Der Nachspruch wird erfolgen, und zwar voraussichtlich ohne die wünschenswerthe Individualisierung. Das österreichische Parlament ist kein Einigungamt und folgt anderen Impulsen als kühle Sachverständige und Richter. Groß ist die Schuld an unterlassenen Sozialreformen, die das Abgeordnetenhaus in dreijähriger Obstruktion anwachsen ließ. Ein Theil dieser Schuld wird an den Iden des Märzest geahnt werden, denn „den Söhnen unter der Erde reicht ein Jeder gern die Hand.“

Wien.

Dr. Otto Lecher,

Mitglied des österreichischen Reichsrathes.



Paul Heyse.

Dem Siebenzigjährigen.

Ihm, der im nimmermüden Fluge
Die lichten Höh'n der Kunst erschog,
Uns, die wir müd' vom blinden Truge
Der Welt, in seine Welten zog,
Der mit begeistert großem Zuge
Zum Staube das Gemeine bog,
Das Wahre klärte von dem Luge

Dresden.

Und mit gerechter Wage wog;
Ihm, dem nun Alten, ewig Jungen,
Ihm rufen wir, die mitgerungen,
Um uns vom Nied'ren zu befreien:
Glück auf, Du pflanztest Deine Palme
Hochragend über'm Erdenqualme
Zu ewig fröhlichem Gedeihn.

Julius Duboc.



Der Beginn des nächsten Jahrhunderts.

Durch meinen in der „Zukunft“ vom ersten Januar dieses Jahres veröffentlichten Auffatz bin ich in den Verdacht gekommen, ich meinte, am ersten Januar 1900 habe ein neues Jahrhundert begonnen. Von diesem Verdacht möchte ich mich reinigen, da ich gesonnen bin, nicht vor dem ersten Januar 1901 in eine neue *centuria annorum* einzutreten, und zwar in die zwanzigste unserer allzu kleinen Zeitrechnung. Die gedankenlose Menge mag glauben, ein neues Jahrhundert sei gekommen, wenn sie eine neue Zahl zu schreiben beginnt, also seit Januar: eine Neun statt der Acht. Soll diese „populäre Auffassung“ nicht gelten dürfen? So fragt man heute, hat man schon vor hundert Jahren gefragt; und man hat mit Ja geantwortet, denn die große Menge sei unbelehrbar. Freilich: eben so gut könnte man behaupten, das neunzehnte Jahrhundert sei noch nicht zu Ende, so lange Neunzehnhundert und so und so viel geschrieben wird, und ein Kind, das ein Jahr hinter sich hat, aber noch nicht zwei, stehe bis dahin im ersten Lebensjahr. Es giebt einen ganzen Mattenkönig von Irthümern, der sich mit der Unbelehrbarkeit der großen Menge entschuldigen ließe. Ein Staat mag sein Jahrhundert beginnen, wann er will; wann die Welt es beginnt, ist aber unabhängig von behördlicher Dekretirung und wird nur durch das Eigengewicht wissenschaftlicher Gründe und Gegengründe entschieden.

Zu den Scheinargumenten, die mit der Jahrhundertfrage selbst nicht das Mindeste zu thun haben, gehört vor Allem ihre Verknüpfung mit der Geburt des Rabbis von Nazara. Tag und Jahr der Geburt des Religionstifters sind gänzlich unbekannt. Nur darin ist die gelehrte Meinung einig, daß Jesus Christus etwa drei bis fünf Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren worden sein muß; man schließt Das aus den Zeitbestimmungen, die uns die Evangelien an die Hand geben. Die Bezeichnung unserer Jahre als „nach Christi Geburt“ ist also unberechtigt; und wenn man die Bezeichnung nicht aufgeben will, ist jedenfalls der Ausdruck „der christlichen Zeitrechnung“ weit besser. Geht man aber der geschichtlichen Wahrheit zum Troß davon aus, unsere Zeitrechnung beginne wirklich mit der Geburt Jesu, so erhebt sich eine Schwierigkeit, die bei jedem Menschenleben wiederkehrt. So lange ein Mensch noch nicht das Alter eines vollen Jahres erreicht hat, sagen wir, er stehe im ersten Lebensjahr. Mit der ersten Wiederkehr des Tages seiner Geburt wird er ein Jahr alt, und während er ein Jahr alt ist, steht er im zweiten Lebensjahr u. s. w. Das jetzt laufende Jahr heißt uns das Jahr Neunzehnhundert, wir brauchen also für die Jahresbezeichnung die Kardinalzahl, nicht die Ordinalzahl. Dadurch tritt die Bezeichnung der Jahre unserer Zeitrechnung in formale Parallele mit der Zahl der von einem Menschen vollendeten

Jahre. Ein 1800 geborener Mensch ist 1834 vierunddreißig Jahre alt. Daraus entspringt dann wieder der Irrthum, als bezeichne unsere Jahreszahl die Anzahl der seit Jesu Geburt am Beginn des betreffenden Jahres vollendeten vollen Jahre. Das ist aber falsch, wie jeder Blick in eine beliebige lateinische Geschichtsquelle lehrt. Dort heißt es zum Beispiel: „im vierzehnhundertundsiebenundvierzigsten Jahre unseres Herrn“, dort ist also von Anfang an stets die Ordinalzahl angewandt worden, die wir für das noch nicht vollendete Lebensjahr des Menschen gebrauchen, und so ist es bis in die neuere Zeit gehalten worden. Daß wir heute nicht mehr sagen: das „neunzehnhundertste Jahr“, sondern das Jahr Neunzehnhundert, ist eine verhältnißmäßig moderne Neuerung. Als man ungenauer Weise zu dieser neuen Bezeichnung überging, die sich nur durch ihre Kürze empfahl, bezeichnete man aber mit dem Jahre 1667 das selbe Jahr, das man früher das „sechzehnhundertundsiebenundsechzigste Jahr unseres Herrn“ genannt hatte, rechnete also nicht etwa um Eins zurück, so daß das sechzehnhundertundsiebenundsechzigste Jahr dem Jahr 1666 entsprochen hätte. Das mag ja gänzlich unlogisch gewesen sein, aber der Sprachgebrauch hat es einmal geheiligt; und es ist niemals Jemand eingefallen, eine solche Umrechnung vorzunehmen. So bedeutet heute das Jahr 1900 genau das selbe Jahr, das in der alten Ausdrucksweise das neunzehnhundertste heißen hätte. Eine Parallele der Jahreszahl mit der Anzahl der vollendeten Lebensjahre besteht also gar nicht, sondern die Jahreszahl ist einzig und allein mit dem noch unvollendeten Lebensjahre zu vergleichen. Wer diese Auffassung bekämpft, hat entweder nachzuweisen, daß der Begründer unserer Zeitrechnung nicht das fünfhundert- unddreißigste Jahr das Jahr 533 genannt habe oder daß man beim Uebergang zu jenem moderneren Sprachgebrauch — Das heißt: von der Ordinalzahl zur Kardinalzahl — stets ein Jahr zurückgerechnet habe, so daß das Jahr 1699 dem alten siebenzehnhundertsten Jahr entspräche. Auf einem anderen Boden läßt sich die Frage überhaupt nicht ernsthaft erörtern.

Aber die ganze Voraussetzung ist, wie schon bemerkt wurde, falsch. Wenn auch der Begründer unserer Zeitrechnung deren Jahre mit den unvollendeten Lebensjahren Jesu zusammengebracht hat, so hat er sich doch dabei versehen und die Geburt des Nazareners selbst um etwa vier Jahre zu spät angesetzt. Diese Geburt ist also in keinem Falle zur Entscheidung der Frage dienlich, wie man heute rechnen soll.

Unsere Zeitrechnung ist überhaupt keine selbständige Kalkulation, etwa eine solche, die sich auf astronomische Ereignisse gründete und mit deren Hilfe wieder gefunden werden könnte, wenn sie verloren ginge, sondern nur ein Ableger der älteren römischen Zeitrechnung. Auf diese ist sie gepropft worden und mit ihr steht und fällt sie. Als Dionysius Exiguus im Jahre

533 nach Christus oder im Jahre 1286 nach der Gründung Roms darauf verfiel, mit Jesu Geburt eine neue Ära zu beginnen, nannte er das siebenhundertundvierundfünfzigste Jahr nach der Gründung Roms „das erste Jahr unseres Herrn.“ Diese beiden Jahre sind die selben Jahre, die wir heute Jahr Siebenhundertundvierundfünfzig ab urbe condita oder Jahr Eins nach Christus nennen. Vor dieser neuen Zeitrechnung waren also seit der Gründung Roms siebenhundertunddreiundfünfzig volle Jahre verflossen. Das römische Jahr Siebenhundertundvierundfünfzig entsprach dem neuen Jahre Eins, das römische Jahr Siebenhundertundfünfundfünfzig dem neuen Jahre Zwei, das römische Jahr Siebenhundertundsechsfundfünfzig dem neuen Jahre Drei und das römische Jahr Zweihundertundsechsfundachtzig dem neuen Jahre Fünfhundertunddreiunddreißig. Um aus dem römischen Jahre das christliche Jahr zu berechnen, hat man einfach die siebenhundertunddreiundfünfzig Jahre abzuziehen, die bis zum Beginn des ersten Jahres der christlichen Zeitrechnung vergangen waren, und um aus dem christlichen Jahre das römische Jahr zu berechnen, die selbe Anzahl von Jahren dem christlichen Jahre zuzuzählen. Dabei wurde zunächst das christliche Jahr mit dem selben Tage begonnen, mit dem das römische begann, nämlich mit dem ersten Januar; und dieser Jahresanfang ist im Ganzen und Großen immer beibehalten worden, wenn er auch vorübergehend für die Kirche dem fünfundzwanzigsten Dezember und dem fünfundzwanzigsten März weichen mußte, als den beiden Tagen, auf die seit dem Jahre Dreihundertundvierundfünfzig die kirchliche Phantasie Geburt und Empfängniß Jesu angelegt hatte. Bei der Verschiebung des Jahresbeginnes um eine Woche wurde immer die letzte Woche des Jahres zum folgenden geschlagen. Bei dem Jahresanfang am fünfundzwanzigsten März rechnete man aber die Zeit bis dahin immer noch zum alten Jahre, der Jahresanfang wurde also inkonsequenter Weise um ein Vierteljahr verschoben, während doch die Empfängniß dreiviertel Jahre vor die Geburt fällt. Man hielt eben immer an der Jahreszahl fest, so verschiedene Bedeutungen man ihr auch unterlegte. Das Marienjahr in England begann noch 1752 am fünfundzwanzigsten März des festländischen Jahres 1752 und dauerte bis zum vierundzwanzigsten März des festländischen Jahres 1753.

Für die Zeit vor Beginn der neuen, christlichen Zeitrechnung wurde noch das ganze Mittelalter hindurch die römische Zeitrechnung beibehalten; und das überaus unpraktische, ja thörichte Rückwärtsrechnen von „Christi Geburt“ an, ist eine Erfindung der Neuzeit, die noch nicht einmal nach Jahrhunderten zählt. Bei der Art dieser Rückwärtsrechnung hätten nun nach der Meinung zahlreicher Leute mehrere Wege offen gestanden. Wäre nämlich das Jahr Eins das Jahr der Zeitrechnung gewesen, in dem Jesus ein volles Jahr alt war, so hätte es vor diesem ein Jahr geben müssen, in

dem er noch kein volles Jahr, wohl aber Tage, Wochen und Monate zählte. Dies wäre dann das Jahr Null gewesen. Das Jahr Null hat nun buchstäblich lange gespukt und an seine Existenz glauben noch heute die meisten Leute, die unsere Jahreszählung mit den vollendeten menschlichen Lebensjahren in Parallele stellen. Aber Das ist, wie ich gezeigt habe, falsch und auch schon vor langen Jahren von hervorragenden Astronomen widerlegt worden. In seinen *Outlines of Astronomy* sagt Sir John Herschel: „Im gemeinen Gebrauche bedeutet das erste Jahrhundert die Jahre von 1 bis 100 nach Christus, das zweite Jahrhundert die von 101 bis 200 nach Christus und das neunzehnte Jahrhundert die von 1801 bis 1900 nach Christus. Ein Jahrhundert beginnt mit dem Eintritt des ersten Tages in seinem ersten Jahre und schließt erst mit dem Ausgang des letzten Tages in seinem hundertsten Jahre. Diese Art, zu rechnen, wird oft mit der gemeinen Art und Weise, das Lebensalter einer Person anzugeben, verwechselt. Jemand, der am Beginn der christlichen Zeitrechnung geboren wäre, würde erst während seines zweiten Jahres als ‚ein‘ Jahr alt bezeichnet werden, Das heißt: während des Verlaufes des Jahres 2; als zwei Jahre alt während des Jahres 3; als vierzig während des Jahres 41 u. s. w.“ Er fügt Dem noch hinzu: „Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß ein Datum, sei es nun Tag oder Jahr, den laufenden Tag und das laufende Jahr bezeichnet, nicht Tag und Jahr, die bereits verfloßen sind, und daß man die Bezeichnung eines Jahres als nach Christus oder vor Christus als Namen des Jahres zu betrachten hat.“ Im Einklang mit diesen vollständig richtigen Ausführungen bemerkt er nun über die vorchristliche Zeitrechnung: „Das dem Jahre 1 nach Christi Geburt unmittelbar vorausgehende Jahr heißt immer 1 vor Christus.“ Er weiß also nichts von einem Jahre 0. Wäre aber die Auffassung richtig, daß dem Jahre 1 ein Jahr 0 vorausgegangen wäre, dann hätte es nicht bloß ein Jahr 0, sondern zwei Jahre 0 geben müssen. Denn wie man von dem Jahre 1 nach Christus zu einem Jahre 0 gelangt, so hätte man auch von dem Jahre 1 vor Christus zu einem Jahre 0 gelangen müssen. Dieses Jahr 0 vor Christus hätte aber nicht das selbe sein können wie das Jahr 0 nach Christus; vielmehr würde das eine die Zeit bezeichnen von dem Augenblick seiner Geburt bis zum vollendeten ersten Lebensjahre, das andere aber die Zeit vom Augenblick der Geburt rückwärts bis zu dem Moment, der genau ein Jahr vor der Geburt lag; denn erst dann begann ja weiter rückwärts die Zeit, in der es noch ein volles Jahr und mehr bis zu dem Zeitpunkte der Geburt war.

Als man anfing, von Jesu Geburt rückwärts zu rechnen, entstand die Frage, wie Das zu thun sei. Aber nur eine Art, es zu thun, war die richtige; und diese ist auch ganz allgemein und ohne jedes Widerstreben von irgend welcher Seite gewählt worden. Herschel drückt sie in dem Satze aus:

„Das dem Jahre 1 nach Christi Geburt unmittelbar vorausgehende Jahr heißt immer 1 vor Christus.“ Und Das führt uns zu dem Nullpunkt dieser Art der Zeitrechnung nach zwei Seiten hin. Dieser Nullpunkt ist ein Augenblick, kein Jahr. Es ist der Augenblick der Geburt, nicht das Jahr der Geburt und auch nicht das der Geburt vorausgehende Jahr. Gerade wie die mathematische Null der Punkt ist, wo $+1$ und -1 , plus Eins durch Unendlich und minus Eins durch Unendlich, sich treffen, gerade so ist auch bei dieser Art der Zeitrechnung nach zwei Richtungen. Mit dem selben Recht, mit dem man ein Jahr 0 ansetzt, könnte man ein Jahrzehnt 0, ein Jahrhundert 0, ein Jahrtausend 0 ansetzen, eine Sekunde 0, eine Minute 0, eine Stunde 0, einen Tag 0, eine Woche 0, einen Monat 0, und zwar müßte man Das, um logisch konsequent zu sein, vorwärts und rückwärts in gleicher Weise thun. Dies bedeutete weiter nichts als in den ersten drei Fällen den Uebergang vom Dezimalsystem zum Undezimalsystem und in den weiteren zu einer Rechnung mit 61 Sekunden die Minute, 61 Minuten die Stunde, 25 Stunden den Tag, 8 Tage die Woche, 32 Tage den größten Monat u. s. w.: also nicht mehr und nicht weniger als die Aufgabe unserer sämtlichen üblichen Zeitmaße. Und das Alles um eines falschen Schlusses willen!

- 2	- 1	Augenblick der Geburt.	+ 1	+ 2
Zwei Jahre vor der Geburt.	Ein Jahr vor der Geburt.		Ein Jahr nach der Geburt.	Zwei Jahre nach der Geburt.
Zweites Jahr vor der Geburt oder heute: Jahr 2 vor der Geburt.	Erstes Jahr vor der Geburt oder heute: Jahr 1 vor der Geburt.		Erstes Jahr nach der Geburt oder heute: Jahr 1 nach der Geburt.	Zweites Jahr nach der Geburt oder heute: Jahr 2 nach der Geburt.

Diese Tabelle zeigt deutlich, daß in einer Zeitrechnung, in der, wie in der unsrigen, die Jahreszahl immer das laufende Jahr bedeutet, für ein Jahr 0 kein Raum ist und kein Raum sein kann; und aus der selben Thatsache folgt, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht zu Ende sein kann, bevor das neunzehnhundertste Jahr — oder, nach dem modernen Ausdruck: das Jahr Neunzehnhundert — völlig abgelaufen ist.

Als man anfing, von Jesu Geburt rückwärts zu rechnen, nannte man das siebenhundertunddreiundfünfzigste Jahr das erste vor Christus und das erste römische Jahr das siebenhundertunddreiundfünfzigste Jahr vor Christus. Dieses Jahr begann mit dem Augenblick der sagenhaften Vollendung der Stadt Rom. Die letzten römischen Jahre vor Christus heißen also:

753	752	751	750	749	748	747	746	745	744
— 1	— 2	— 3	— 4	— 5	— 6	— 7	— 8	— 9	— 10.

Um aus den römischen Jahren, die vor Jesu Geburt liegen, die christlichen zu berechnen, muß man das römische Jahr von 754 abziehen, und um aus den vor Jesu Geburt liegenden Jahren der negativen christlichen Rechnung die römischen Jahre zu gewinnen, muß man dieses christliche Jahr von 754 abziehen.

Obgleich die formale mathematische Zählung der Plus und Minus um den Nullpunkt unbedingt auf der Seite dieser Rechnung ist, so läßt sich doch mit formaler Logik auch diesem Theil der Zeitberechnung nicht näher kommen. Auch hier handelt es sich um Geschichte. Wer an das Jahr 0 glaubt, wird sich der Pflicht nicht entziehen können, geschichtliche Werke aufzuführen, die in ihrer Chronologie solche Nulljahre führen; er wird ferner die Ereignisse des Jahres 0 im römischen Reich, die römischen Konsulu des Jahres und andere Dinge anzugeben haben. So lange Das aber nicht geschehen ist, gehört das Jahr 0 in das Reich der Fabel und der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mit dem ersten Januar 1900 in das Reich des Scherzes.

Was an unserer heutigen Zeitrechnung mit Recht getadelt werden kann, ist die unbestreitbare Thatsache, daß diese Berechnung in Anbetracht der Zeiträume, die wir heute übersehen und die wir im engeren Sinne als die geschichtliche Periode der Menschheit betrachten, viel zu klein ist. Diese Periode umfaßt etwa zwölftausend Jahre. Es ist ein ungeheurer Uebelstand, daß wir gerade in einer Zeit, die uns geschichtlich genau bekannt ist, in der wir die einzelnen Ereignisse häufig bis auf den Tag genau datiren können, plötzlich anfangen müssen, rückwärts zu rechnen. Ich habe früher in der „Zukunft“ schon gezeigt, wie leicht Dem abzuhelpen wäre.*) Wir brauchen unserer heutigen Jahreszahl, wenn wir die Zeit vor Christus meinen, einfach nur eine Eins vorzusetzen, um sofort weitere zehntausend Jahre zum Vorwärtsrechnen zur Verfügung zu haben. Es wäre reine Pedanterie, wollten wir diese Eins für gewöhnlich schreiben, wenn wir uns mit der Zeit nach Christus beschäftigen, da jede Möglichkeit einer Verwechslung ausgeschlossen ist. Unser Jahr 1900 würde dadurch ein 11900 werden, das Jahr 600 ein 10600, das Jahr 70

*) S. „Eine neue Zeitrechnung“ in der Nummer vom zehnten Juli 1897.

ein 10070, das Jahr Eins 10001, das Jahr Eins vor Christus 10000, das Jahr 100 vor Christus das Jahr 9901, das Jahr 500 vor Christus das Jahr 9501, das Jahr nach der Gründung Roms — 753 vor Christus — das Jahr 9248. Wir hätten also die heute mit „vor Christus“ übliche Jahreszahl einfach von 10001 abzuziehen, um die neue Jahreszahl für die alte Geschichte zu bekommen. Vielleicht wäre der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts am nächsten ersten Januar ein geeigneter Augenblick, diese Aenderung für die Zeitberechnung der alten Geschichte vorzunehmen. Sie betrifft einige Weltgeschichten, alte Geschichtswerke und klassisch-philologische Abhandlungen; sie läßt unsere eingebürgerte Zeitrechnung bestehen und erweitert sie doch beträchtlich. Es würde nur unseren modernen Geschichtsbegriffen entsprechen, die alte Geschichte in unsere Zeitrechnung einzubeziehen. Erst wenn sie bis heute 11900 Jahre umfaßt, hätte sie Aussicht, die andern Zeitrechnungen des Erdballs zu verdrängen. Sie wäre die umfassendste und würde allen Anforderungen entsprechen, die die Geschichte heute an sie stellen kann. Die ägyptischen Dynastien des dritten Jahrhunderts vor Christus gehörten dann dem achten Jahrtausend der Menschheitsgeschichte an, die frühesten Reichsgründungen Vorderasiens aber dem sechsten. Hinter diesen Zeiten hätten wir noch fünf Jahrtausende zur Verfügung für die Menschen der Eisen-, Bronze- und Steinzeit, wenn wir dort auch nicht mehr nach Jahrhunderten, sondern nur noch nach Jahrtausenden rechnen können. Es ist nicht wahrscheinlich, daß wir den Menschen als Wesen, das eine Geschichte hat, jemals über jene zehntausend Jahre hinaus werden zurückverfolgen können, obgleich seine thierische Entwickelung noch Hunderttausende von Jahren weiter zurückreicht. Jenseits dieses Jahrzehntausends können wir nur noch nach weiteren Jahreszehntausenden rechnen; die letzte Eiszeit verlegen wir schon in eine Zeitentfernung von hunderttausend Jahren. Sollte es für geologische Zwecke bequem sein, unserem menschheitsgeschichtlichen Jahrzehntausend noch ein Hunderttausend von Jahren in Gestalt einer weiteren 1 oder, für astronomische Zwecke, diesem noch eine Million Jahre in Gestalt einer dritten 1 vorzusetzen, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Wie aber auch die Astronomie nach Jahresmillionen und die Geologie nach Jahreshunderttausenden rechnen mag: die Menschheitsgeschichte wird sich immer mit einem Spielraum von zehntausend Jahren vor Christus begnügen müssen. Und darum dürfte die Erweiterung unserer Zeitrechnung um zehntausend Jahre für alle historischen Zwecke genügen. Es gilt, diese große Epoche, die uns die geschichtliche Forschung erobert hat, zum eisernen Bestand unserer geschichtlichen Weltanschauung, auch äußerlich, dadurch zu machen, daß wir sie in unsere Zeitrechnung einschließen.



Der alte Heyse.

Paul Heyse wird am fünfzehnten März siebenzig Jahre alt. Die Kunde klang ganz unglaublich; doch man kann Lexika und Literaturgeschichten nachblättern und sieht dann, daß es wahr ist: der schöne Troubadour aus dem deutschen Norden wird wirklich siebenzig. Noch durchziehen nicht allzu viele graue Fäden ihm das braune Gelock und auch das große, strahlende Auge blüht noch jung; aber die Fülle blühenden Fleisches hat die einst so geschmeidige Elastizität der Gestalt in behagliche Korpulenz umgewandelt: der Dichter der Schönen Seelen hat Fett angelegt. Doch die beschürzte Gemeinde, die ihn seit manchem Jahrzehnt so zärtlich liebt, mit so ganz persönlicher Anbetung bewundert, ist ihm treu geblieben und zum fünfzehnten März wird es an duftenden Briefchen und anonymem Stickerwerk auch in diesem Jahre gewiß in der Münchenerstadt nicht fehlen. Paul Heyse ist eben ein Sonntagskind in Allem: in Berlin ist er geboren und scheint doch ein Romane und ein Provençale eher als ein nüchternen Norddeutscher; im Triumphjahr der Romantik, 1830, trat er ins Leben, als eben in Paris die entscheidende Hernanischlacht geschlagen wurde, und doch, bei aller Verehrung für Eichendorff und andere Taugenichtse, hat ihm kein dickflüssig romantischer Blutstropfen die Phantasie vergiftet; „Roms verschollene Glocken“ läuten nicht in sein Dichten hinein, und will man ihm die Blutsverwandten suchen, so wird man an Goethe und Hoelderlin eher als an die Säger der mondbelegänzten Zaubernächte, an Alfred de Musset eher als an Hugo denken müssen. „Un enfant du siècle“ hat sich Musset genannt, ein Kind der Welt ward Heyse, — und kein passenderes Motto wüßte ich für den reichen Schatz der heyse'schen Novellistik als das kokette Ländlerliedchen, das dem Rolladichter eine erste Geliebte sang und das ihm im Ohr haften blieb, als er, der Liebe fast schon müde, in den Armen der genialen Aurore Dupin-Dudevant kurze Rast fand:

„Altra volta gieri biele,
Blanch' e rossa com' un flore;
Ma ora nò. Non son piu biele.
Consumatis dal' amore.“*)

Die Frauengestalten, die Heyse in langem Zuge uns vorüberführt, waren alle einstens schön weiß und rosig; an allen aber auch — von L'Arrabiata bis zur Stiftsdame und den Alterskindern seiner Poetenlaune — gebrte das feine Feuer erotischer Gluth, und wenn sie von uns schieden, waren sie selten anders als „consumatis dal' amore“.

*) Musset übersetzt den Vers: „Autrefois j'étois belle, blanche et rose comme une fleur; mais aujourd'hui non. Je ne suis plus belle, consumée par l'amour.“

Ein klassischer Philologe war des Dichters Vater, seine Mutter eine Glaubens- und Gesinnungsgefährtin Rahels; die Blutmischung, auf die der Determinist Heise so große Stücke hält, hat in ihm ein prachtvolles Produkt der Rassenkreuzung zu Tage gefördert. Auch er mag wohl vom Vater die Statur haben und die hellenistische Weltanschauung obendrein; die Mutter mögen wir uns vielleicht denken, wie Edwin in den „Kindern der Welt“ seine Mutter beschreibt: „Sie hatte, was man einen Anflug von Romantik zu nennen pflegt, ein Ungenügen an der trockenen, kalten, wunderlichen, aber wunderlosen Wirklichkeit der Dinge um sich her; da Dies nur einem Bedürfnis ihrer Natur entsprang und sie vor Niemandem damit prunkte, wenn sie es auch vor Niemandem verleugnete, so behielt diese poetische Neigung, sich eine lichtere Welt über dieser nüchternen und armseligen zu erbauen, durchaus den Reiz des Natürlichen und war zumal für den schlichter gearteten Mann eine Quelle steter Verjüngung.“ Wer erkennt hier nicht das mütterliche Erbe des Poeten, seine Stärke und seine Schwäche zugleich? Der unvergleichliche „Reiz des Natürlichen“ bleibt ihm immer getreu, wenn er uns in seine lichtere Welt geleitet; und daß auch ihm die „trockene, kalte, wunderlose Wirklichkeit“ nichts gilt, haben wir oft mit Betrübnis erfahren. Er hat einmal irgendwo gesagt: „Je mehr man den Menschen und den Dingen auf den Grund kommt, desto häßlicher werden sie.“ Da ist es denn kein Wunder, wenn die anmaßlichen Führer der kopromanischen, erbaufwühlenden Literatur von Heise nichts mehr hören wollen und ihm höchstens mit mitleidigem Lobspruch sein Formentalent attestiren. Es geht ein demokratischer Zug auch durch die Kunst, hat der ehrliche Enthusiast Fontane einmal gesagt; wie sollte da der vornehme Aristokrat Paul Heise nicht literarisch vereinsamt sein, er, der immer von der Menschheit Höhen auf das Gehübel und Gewimmel da unten herabgeblickt hat?

„Ein Märtyrer der Phantasie“: so lautet der Titel einer feinen Novelle von Heise; und ein Märtyrer, freilich aber auch ein Held der Phantasie ist er selbst, der nie etwas Anderes war als ein Dichter, der nie einen anderen Beruf kannte als den eines Apollonpriesters. Vor beinahe fünfzig Jahren erschien seine erste Dichtung — „Die Brüder. Eine chinesische Geschichte in Versen“ — und seitdem hat seine erstaunlich reiche Natur in geruhigem „Sich-Gehen-Lassen“, ohne Hast und ohne Zwang, außerordentlich reiche Ernten geliefert: drei, vier große Romane, ungefähr ein Halbhundert Novellen, mindestens drei Duzend Dramen, das Epos „Thekla“, kleinere epische Gedichte wie „Der Salamander“, „Raffael“ und andere sind ihm entstanden und zwei Gedichtbände umschließen seine an seinem Reiz reiche Lyrik. Rechnet man dazu noch vier Bände italienischer Uebersetzungen, Meisterwerke ebenbürtiger Nachdichtung, so wird man vor so üppig spendender Fruchtbarkeit, vor so müheloser

Schöpferkraft, in Bewunderung stehen. Und man wird auch begreifen, warum es dem des Gottes vollen Dichter mit der gesammten Wirklichkeitwelt ergehen mußte wie seinem Märtyrer der Phantasie mit dem Weibsvolk von Fleisch und Blut: „Was ich so rund um mich her von artigen Frauen und Jungfräuleins kennen gelernt, schien mir aus viel zu grobem Stoff, zu wenig appetitlich für einen Feinschmecker meines Schlages, der das Karste und Ausgesuchteste, so oft er nur wollte, sich in der Phantasie austischen konnte.“

Roth und Bitternisse sind Heise erspart geblieben, und wo er sie bei Anderen sah, da hat er sich eiligst aus dem Staube gemacht, weil er sich aus so traurigem Anblick keinen Vortheil ersah; er ist, wie fast alle Aristokraten und wie ihr großer Parteiführer Wolfgang, ein Wenig Egoist und ein ganz klein Wenig eitel; mit der altruistischen Mitleidenspoesie, die im Zeitalter proletarischer Rechtsansprüche mit nächtiger Klage hervortriecht, hat er nichts gemein. Fürstengunst und Frauenhuld sind ihm, wie selten Einem, zu Theil geworden und es spricht für seine starke Natur, daß er auch aus gälbenem Käfig sich stets herausgesehnt hat in die schönere Freiheit, wie der Antinous in seinem Jugenddrama sich fort sehnt aus den schimmernden Fesseln, mit denen ihn der kaiserliche Freund Hadrian an seinen Hof gekettet hält. Wir dürfen den tief wurzelnden, echt aristokratischen Hang des Dichters zur Vornehmheit und Schönheit nicht übersehen, weil dieser Zug erst den Schöpfer und die Geschöpfe recht erklärt; aber der unbefangene Betrachter, der, auch wenn er selbst mit dem Demos fühlt, vom prächtig schillernden Pfauen kein Spangengezwitscher verlangt, wird, wie Abraham Lincoln zu dem Fürstlingsprossen, auch zu Paul Heise sprechen müssen: Ihr Adelsbrief soll Ihnen bei uns nicht schaden!

Natur und Freiheit: Das sind die Lösungsworte, denen Heise gefolgt ist. Er geht nicht von der Natur aus, er sehnt sich nach ihr zurück; er empfindet nicht natürlich, wie die Alten, die echten Hellenen: er empfindet, ein später sentimentalischer Poet, das Natürliche. Er ist ein Kind der Aufklärungszeit. Und wo er einmal, die vornehme Gelassenheit bei Seite werfend, „offenen Krieg“ ansagt — ohne ihn übrigens durchzukämpfen —, da gilt sein Fehderuf den lichtfeindlichen Sittenrichtern, die uns das Andersdenken, das Andersfühlen „ins Gewissen schieben“, die das Natürliche verkümmern wollen und die freie Sittlichkeit der Ganzen einpressen in die enge, athemraubende Schnürbrust jener Sitte, der die Halbheit, mag sie auch zur Nachtzeit den Heiland suchen, sich willig beugt und biegt. Hier ist Heise ein Erbe Voltaires und — im goethischen Sinn des Wortes — ein Naturalist, kein Offenbarung-Gläubiger. Ein leidenschaftlicher Atheismus zieht sich durch sein ganzes Dichten; und Heise begegnet dem robusteren Dichter des „Vierten Gebotes“, da er, mit stark persönlichem Accent, sein merkwürdiges Zwittergeschöpf Coquette („Kinder der Welt“) sprechen läßt: „Wenn die Elemente meines Wesens, die mich

vom Glück ausschließen, durch eine bloße blinde Fügung des Weltlaufes sich gefunden und vereinigt haben und ich an dieser Konstellation zu Grunde gehen muß. — so ist Das fatal, aber kein unerträglicher Gedanke. Ein Gottvater aber, der mich unseliges Geschöpf de coeur léger oder auch aus pädagogischer Weisheit so traurig zwischen Himmel und Erde herumlaufen ließe, um mir später einmal für die verpuschte Zeit in der Ewigkeit eine Gratifikation zukommen zu lassen, — nein, lieber Freund, alle durchlauchtige und undurchlauchtige Theologie kann mir Das nicht plausibel machen.“ Und wie spricht Anzengruber's junges verkaufte Weib? „Vor Jahren wohnte ein Mediziner in unserem Hause, den ich, als kleines Mädchen, von ganzem Herzen verabscheute, weil er arme Kaninchen lebend zerschneid. Er wußte ganz genau, wie weit er sich auf die Stärke dieser Thierchen verlassen konnte, ob sie ihm tot unter dem Messer bleiben würden oder wie lange sie lebend und leidend zu erhalten waren, wenn er ihnen durch gute Pflege, Kraft verlieh, die Prüfungen zu ertragen“. Wollen Sie mich glauben machen, Gott wäre so ein Mediziner?“ Für Hense wie für Anzengruber, so weit ihre Pfade auch sonst auseinanderführen, ist der Zustand des Leidens etwas den natürlichen Daseinsbedingungen Widerstrebendes, nicht, wie für die Russen seit Bogol, ein heiligendes, sittlich läuterndes Moment; sie sind heitere, frohe Künstler und zur christmoralischen Mätyrerschaft haben sie, wie Egmont zur spanischen Lebensart, nicht einen einzigen Blutstropfen in sich.

Und darum ist Hense, trotz seinem „individualistischen“ Freiheitdrang, ein Fremdling in unserer engbrüstigen, bekleideten Welt; er sucht das Noth, das fröhlich Sinnliche, ihn bangt es nach Sonne und im Italerland ist er zu Hause; im kalten Norden hat er sich geistig nie heimisch machen können, denn hier ließe er Gefahr, „die innere Harmonie, auf die Alles ankommt“, zu verlieren. Er ist der „letzte Centaur“, dessen herrliche Wundergestalt man verachtet, dem man den Rücken kehrt, um allerlei fünfbeinigen und zweizüngigen Kälbern nachzulaufen. Paul Hense ist der Fleisch gewordene Protest der Natur gegen jegliches Dogma, er ist ein sinnenfreudiger, alle Konvenienz verachtender Heide, der nun mit wehmüthiger Melancholie die feigenblättrige Wirklichkeit erschaut, und von ihm selbst mag gelten, was er seinem Liebling Friedrich Hoelderlin zurief:

„ . . . Mit hellem Griechenblick
 Hast Du erweisen, in Dein Loos ergeben,
 Den jähen Abgrund zwischen Traum und Leben
 Und der Verspätung herbes Mißgeschick.“

Vor diesem steilen Abgrund mag wohl auch Hense zaudernd einstmals Halt gemacht haben. Ruth gehdete dazu, nun entschlossen in das volle Leben hinabzutauschen. Kraft und Genie und nicht geringeren Ruth aber braucht

Einer auch zum ablerkühnen Wolkenflug. Paul Heyse vernahm, da er am Abgrund stand, die Stimme:

„ Erschrick
Vor dieser Tiefe nicht! Hinüberheben
Wird Dich ein Schwingenpaar mit sicherem Schweben,
Die ätherleichten: Dichtung und Musik.“

Der Grobian, dem niemals Schwingen sproßten, mag dem den offenen Griechenhimmel Suchenden Steine nachwerfen. Treffen wird er ihn nicht, denn — : „mit prachtvollem Sprunge setzte der Centaur über die Köpfe der verfolgenden Bauern hinweg.“ Und die Schläfe des Kühnen umbuftet die Rosenblüthe.

* * *

Der liebe Gott ist gar nicht so rachsüchtig, wie uns seine Subaltern-beamten oft glauben machen wollen: er hat das atheistische — oder, was vielleicht im Grunde das Selbe sagt: das pantheistische — Kind der Welt unter die Schaar der Gotteskinder aufgenommen, denen alle Dinge zum Guten dienen müssen. Selbst der tiefste Schmerz, der den Menschen traf, den Dichter hat er nur gefördert: der Verlust geliebter Kinder hat Heyse — in „Marianne“, „Ernst“, „An Wilfried“, „Rispetto“ — die stärksten Töne lyrischen Empfindens auf die Lippe gelegt. Der vom Leiden sich verstimmt abwandte, aus Furcht, „die edle Harmonie zerstört zu sehen“: das Leid erst hat ihn auf die erhabene Höhe lyrischen Ausdrucks geführt. Damals erst hat es sein „liebeverwöhntes Menschenherz“ empfinden gelernt, daß „kein Ländeln frommt, wenn wir am Leben krank“; und waren es vorher manchmal gar zu süßliche Däfte, die seines „Herzens Rosenbeet“ enthauchte, so wehte nun ein erfrischender, kräftig aufrüttelnder Sturmwind darüber hin.

Liebe, Liebe, nichts als Liebe finden wir in Heyses Novellen. Der „Falle“, die eigentliche Geschichte, „das Spezifische, das sie von tausend anderen und ähnlichen Geschichten unterscheidet“, alles Das wechselt in immer neuer, phantastisch erfonnener Gestalt; das Motiv bleibt fast immer das selbe, im Paradies wie in der Welt, in der Provence und in Rothenburg ob der Tauber, im sechzehnten und im neunzehnten Jahrhundert. Immer giebt es ein blondes oder auch ein schwarzes, meist auch ein wildes und vornehmes Jungfräulein, das consumatis dal' amore ist, weil es den Rechten nicht bekommen konnte oder weil es im rechten Augenblick das natürliche Gefühl ängstlich eindämmte und nun für solche Verfündigung an der Menschlichkeit schwer leiden muß. Thoren und amüsische Barbaren haben deshalb den Dichter der „Moralischen Novellen“ lüsterner Unsitlichkeit geziehen. Die armen Narren, die von der tiefen Keuschheit künstlerischen Schaffens nichts ahnen! Paul Heyse hat ein

sehr feines, sehr subtil zu behandelndes Sittlichkeitgefühl. Ihm geht es wie anderen Märtyrern ihrer Phantasie: während es scheint, „als ob sie sehr heißblütige, sinnliche Gesellen wären, mit einer rechten Türkenphantasie, die ihnen nun, da sie arme Teufel von guten Christen sind und keinen Harem halten können, Alles, was gut und theuer ist, wenigstens aus dem Geisterreich heraufschwört“, sitzen sie gemächlich und still in ihrem Bürgerheim: bons bourgeois, bons pères de famille, bons gardes nationaux und so weiter. Das ist Dichterloos, — kein ganz leichtes im Deutschen Reich sittsamer Gottesfurcht.

Von Stil und Vortrag hält Heise nicht viel; und doch dankt er, wie seine gallischen Vorbilder Flaubert, Stendhal und Mérimée, seinem Stil und Vortrag die schönsten und die feinsten Wirkungen. Heise und Turgenjew — ihm wurde er stets ja besonders gern verglichen — sind mehr Erzähler als Schilderer; von der modernen Art der Gegenständlichkeit ist ihre Subjektivität weit entfernt und auch darin mag man den deutschen und den russischen Klassiker der Novelle einander gefallen, daß sie Beide dem höchsten Ueberschwang mit feinem Bewußtsein fernbleiben. Heises Empfinden bewegt sich stets in dem konzentrischen Kreise des schönen Maßhaltens; er lächelt öfter, als er lacht, und er weint still, „mit dem Tuch vorm Munde“. Diese harmonische Gehaltenheit läßt ihn den heiß begehrten Lorbeer des Dramatikers nicht erhaschen, obwohl, wie seine verheirateten Bühnenstücker mehr wertig sind als die gesammte lärmende Durchschnittstheatralik; aber das Publikum, dem man das Zuhören im Theater mit schrecklichem Erfolge abgewöhnt hat, weiß mit dieser leisen, feinen Pastelldramatik nichts anzufangen und verlangt nach zapodender Gewalttätigkeit. Heises Natur und Begabung ist im zartesten Sinn weiblich und so gelingt ihm kaum je ein Aufsteigen ins Allgemeine, ein Zusammenfassen von Einzelercheinungen zu einem großen Bilde; auch seine Romane sind nur künstlich verschlungene Novellenbündel; er bleibt stets bei den ewigen Paradiesestypen von Mann und Weib, wenn er sich auch freilich bei der Idylle nicht so lange und mit solcher Borliebe aufhält wie bei dem „Sensationroman der Weltgeschichte“, der mit dem Sündenfall beginnt. Weiblich nenne ich dieses Klammern ans Individuelle nach dem Wort des Daniel Stern, der, selbst ein Weib und eine Gräfin dazu, gesagt hat: „La femme ne généralise point; l'individu est tout pour elle.“

Und wie sieht Heise zu der „Richtung“, die sich fast zwei Jahrzehnte lang so stolz „naturalistisch“ nannte? Von ihr will er nichts wissen. . . Als die Hugoisten mit ihrer berücktigten Unterscheidung zwischen Erhabenem und Groteskem, zwischen Guten und Bösen, überwunden waren, kamen die Zoalisten und sprachen, nach Comte und Taine: Tugend und Laster sind Produkte wie Vitriol und Zucker. Thiermalter vom allerersten Range waren darunter und ihr Meister war, ehe er in die Welttheilandsrolle hineinwuchs und auf

dem Stoppenpfade die Kraft seiner Lenden verlor, ein großer und starker Künstler. Das Höchste aber und das Feinste in der Menschennatur, den Geist oder — in der Sprache der Gläubigen — den göttlichen Odem, der das Thier erst zum Menschen macht, ließen sie uns fast immer schmerzlich vermessen. Zola selbst hat keinen bedeutenden, keinen aufrecht einherschreitenden Menschen auf die Beine gestellt und in den Werken seiner Nachtreter wird man vergebens nach edlen Rassenotypen suchen. Entspricht diese neumodische Begrenztheit nun der Wirklichkeit? Ist es die *vérité vraie*, daß alles Große, Starke und Feine, das wir täglich hienieden vollbracht sehen, von zufällig entwickelteren Thieren geleistet wird? Paul Heyse sagt: Nein. Und er fügt, auf die vorüberwandernden Schaaren seiner freien Adelsmenschchen deutend, mit frohem Lächeln hinzu: „Achten Sie auf die feine Form der Köpfe und die zarte Bildung der Schläfen und im Gang und Tanz und Sitzen die natürliche Anmuth.“ Und wenn ihn ein Treue wedelnder Hund zu trösten kommt im ersten bitteren Schmerz seines sonnigen Lebens —: er scheucht den Geistlosen fort und ruft: „Des Menschen Weh versteht der Mensch allein, kein Gott, kein Thier. Der Kummer ist erlaucht. Und Du, so treu Du winselst, bist gemein.“

* * *

Zehn Jahre sind hingegangen, seit ich den Versuch einer Charakteristik wagte, dem ich jetzt einen großen Theil der hier gedruckten Sätze entnahm. Wenig nur war zu ändern, eigentlich nur da und dort eine Tonschwungung richtiger zu nuanciren. Und doch erlebte ich seitdem das Glück, mit dem Dichter, den ich damals nicht kannte, manchmal ein Stündchen verplaudern zu dürfen. Ein Glück dankt es mich, einen Menschen zu finden, der so gar nicht enttäuscht, dessen Persönlichkeit so ganz mit seinem Werk zusammenklingt und dessen Wesensgesicht kein unorganischer und deshalb häßlich wirkender Zug entsteht. So ist Heyse; und die hohe Kultur, die Feinheit und Glätte seines Geistes erquidt wie ein Wunder aus deutscher Märchenferne. Das Geschlecht aus den ersten Jahrzehnten des schwindenden Säkulums war doch von anderem Schlag als das nachgeborene, das sich heute so stolz auf allen Märkten räfelt; es baute keine elektrischen Bahnen, machte nicht Faktionen und Transaktionen, die jetzt als Zeichen eines fabelhaften „Aufschwunges“ gedeutet und ausgebrüllt werden, aber es war kultivirt, bescheiden und scheute die Nähe des Weges nicht, der an die Quellen der Bildung führt. Wo sind unter unseren Politikern heute Männer von dem Kenntnissreichtum und der geistigen Regsamkeit der Bernhardi, Bucher, Lassalle, Roon, Sybel, Radomik, Schloetzer, Bamberger? Wo ist in der Spreu unserer Militärliteratur, die ja zum Theil noch immer von tüchtigen Leuten geliefert wird, auch nur

ein brauchbares Weizenkorn? Wir haben, als der einst gepriesene, nun schändlich von seiner Gemeinde verleugnete Caprivi über Christenthum und Atheismus zu sprechen anhub, gesehen, wie es im Hirn eines kommandirenden Generals aussehen kann; noch vor dreißig Jahren aber saß in Posen, wo jetzt ein frommer Herr von Stülpnagel als Vertreter der neudeutschen Gegenreformation Lorbern sucht, der alte Haudegen Steinweg, der still für sich Renan las und in seinen Briefen hübsche Bemerkungen über den Eindruck machte, den ihm Schillers Sprache in französischer Uebersetzung hinterlassen hatte. Auf allen Gebieten ist dieser Niedergang sichtbar. Wo ist ein Erfolg für die Treitschke, Nolcke, Freytag, Lagarde, Jhering, Herman Grimm? Früher wurde ein deutscher Professor, mochte er Historiker oder Nationalökonom sein, nicht zum leichtfertigen Schwärmer, wenn er aus seinem Fach schlüpfte und über ein Thema aus dem Bereich der fröhlichen Wissenschaft sprach. Früher wäre die Aufzählung eines Nachwerkes von der unwürdigen Albernheit des „Eisenzahn“, das viel tiefer steht als die Mausechelspielereien der Gebrüder Herrnsfeld, höchstens auf einer abgelegenen Winkelbühne möglich gewesen. Früher . . . Doch wozu umständlich mit Beispielen belegen, was die überlebenden Träger deutscher Kultur seufzend längst zugeben mußten? Der Parvenuwahn, Deutschland müsse die Welt beherrschen, müsse, wie Graf Bülow, der beste Exponent heutiger Zeitstimmung, neulich unter beschämendem Beifall sagte, Hammer sein, um nicht Ambos zu werden, umringt früher die Geister nicht. Aber sie hatten den edlen Ehrgeiz, als Deutsche an Bildung und seelischer Besittung sich von keinem anderen Volk übertreffen zu lassen. Diesem Geschlecht gehört Heise an. Er war nie ein Deutschthämmler und Deutschpross; aber er hat seinem Vaterland Ehre gemacht, hat den deutschen Geistesbesitz gemehrt und noch vor ein paar Jahren die Freude erlebt, daß ein so urfranzösisch fühlender Kritiker wie der Bretonne Jules Lemaitre, als er ein kleines heisiges Drama gelesen hatte, erstaunt gestehen mußte, diesen Stil, diese Feinheit und Grazie habe er bei einem Preußen nicht zu finden erwartet. Ist die Zeit für immer dahin, wo man auch in solchem Dichterwirken einen nationalen Sieg sah?

Das ärgernde Gefühl, einen aus besserer Kultur Stammenden vor sich zu haben, mag den Bananen das Wort auf die Lippe gedrängt haben: Heise ist nicht modern. Ich bekenne mich gern zu der rückständig scheinenden Ansicht, daß der Werth eines Künstlers nicht nach seiner Modernität abzuschätzen ist. Wenn Einem aus der Anschauung modernen Lebens ein starkes Kunstwerk entsteht, so ist gewiß wunderschön. Wenn eine atavistische Metastase einen Anderen in dem Phantasielieben eines frühmittelalterlichen Mönches erwachsen und der so seltsam Begabte als künstlerisch Schaffender uns seine Vision mitleben läßt, so scheint mirs nicht weniger herrlich. Frederi Mistral, Frankreichs größter Epiker, der, wie Heise, 1830 geboren wurde und, wie Heise, von

einem lieben Mädchen, uno chato de Prouvènço, sein schönstes Lied sang, ist gar nicht modern. Er spricht wie ein Hirt aus der Mythenzeit, da die Göttinnen ihre Reize vor Paris entgärteten, und die Sonne Homers hat ihn in der Provence gereift; ist er darum nicht ein großer Dichter? Ist es Tolstoi nicht, der asiatische Anachoret? Oder waren die Größten nicht am Ende immer „unzeitgemäß“, nach dem Wort Nietzsche's, der ja auch nicht modern war und dennoch, trotz Allem, was an der Oberfläche kribbelt und wibbelt, wohl noch eine ganze Weile als das einzig schöpferische lyrische Genie des ihm so verhassten „Reiches“ gelten wird? Zu den Größten darf man Heise nicht zählen. Er ist kein Progone, kein Schöpfer neuer Art. Dazu ist sein Wesen zu weich, zu weiblich, eines Empfangenden, nicht eines Zeugers. So hat ihn Lenbachs, des unerbittlichen Psychologen, sichere Meisterhand gemalt: in süßer, schneidend aufblickender Weichheit. Und boshafte Heisehasser könnten als Motto über sein Dichten das Wort setzen, das Bischof den Empfindsamen zurief:

Weichheit ist gut an ihrem Ort,
Aber sie ist kein Lozungwort,
Kein Schild, keine Klinge und kein Griff,
Kein Panzer, kein Steuer für Dein Schiff.

Das wäre, wie fast jeder Superlativ, ein ungerechtes Urtheil, aber es ließe sich hören. Heise hat uns zwei gar nicht weiche, sondern gut preussisch robuste Dramen geschenkt, „Hans Lange“ und „Kolberg“, und aus der schönseeligen Schaar seiner Weltfinder taucht manchmal ein Mann auf, der ein Rädel zur Mutter machen könnte. Meist freilich sind es Männer, wie Frauen sie sehen, — ferngesunde Frauen oft, die sich ihrer Sinne nicht schämen, sie aber im Bügel haben. Die vollkräftige Willensgewalt, das Ewig-Männliche, das wir in Goethe, dem Allumfasser, und roher in Kleist und Heibel spüren, fehlt ihm. Aber ist er nicht gerade darin modern, der Sohn einer säustringenden Kultur? Und welcher Thor will den Dichter unmodern nennen, der sich früh zu dem damals noch nicht durch alle Gassen getuteten Determinismus bekannte, der, allerdings auf seine besondere Weise, die Keime des demokratischen Sozialismus ans Licht sprießen sah und der — um unter vielen nur ein Beispiel zu wählen — in dem köstlichen kleinen Drama „Perseus“ den alten Medusenstoff so fein ins moderne Empfinden zu ziehen wußte? Mir scheint der alte Heise, der mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen blieb, viel moderner als die armen Schwächer, die, um nur ja nicht den Anschluß zu veräumen, hastig dem Tagesgebimmel nachklopfen, sich vorgestern als Sozialisten, gestern als Darwinisten verummten, heute dem Christenheiland in neusilbernem Leuchter ein parfümirtes Märchenherzlein anzünden, morgen dem f.-isch entdeckten Shakespeare nachstumpfen und im Grunde, bei allem Talent, unreif, unfertig, leer und erfolgslüchtig sind. Von den großen geistigen

Strömen unserer Tage ist Manches doch in Heyses Dichtung gesiebert. Er hat, mehr in der Art Penthesilea's freilich als in der des Peliden, für die innere Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht des Individuums gekämpft, hat, in Goethes tieferen Fußstapfen, sich muthig gegen Pharisäer und Zionswächter gewehrt, über dem Wildgatter, daß die Sittenbrecher der Schonung fernhalten soll, stets eine höhere Sittlichkeit gezeigt und sich nie, mochte es sich um den Maximiliansorden oder um den Schillerpreis handeln, gescheut, den Mächtigsten rückhaltlos seine Meinung zu sagen. Er kleidet sich nicht genau nach der Mode vom letzten Jahr, seine Technik erscheint uns mitunter schwerfällig und sein Gang, mehr kommentirend zu berichten als zu gestalten, den Hörer nicht als Mitdichter, sondern als Fremdling zu behandeln, versagt uns oft den feinsten, nur aus eigener Schaffensfreude entstehenden Genuß. Dafür entschädigt die abgeschlossene Einheitlichkeit seiner Weltanschauung, die man, schon weil sie goethisch ist, nicht unmodern nennen darf, die klare Sicherheit seines Vortrages, der weltmännische Humor und die furchtlose Vornehmheit, die den Höflichen trotzig den pastoral Winselnden zuzurufen lieh:

Ich habe meiner Tugenden und Fehler
 Mich nie geschämt, mit jenen nie geprunkt
 Und meiner Sünden macht' ich nie den Fehler.
 Denn Dies vor Allem, dünkt mich, ist der Punkt,
 Wo Freigeborne sich vom Pöbel scheiden,
 Der feig und heuchlerisch herumhaukelt.
 Den nenn' ich vornehm, der sich streng bescheiden
 Die eigne Ehre giebt und wenig fragt,
 Ob ihn die Nachbarn lästern oder neiden.

Wenn Schinkels Wort, Kunstwerke seien die feinsten historischen Quellen, einst als richtig erkannt werden sollte, dann wird man noch oft nach Heyses Dichtungen greifen; und die Nähe des Suchens wird nicht verloren sein. Mancher bedeutsame Zug einer Epoche und eines Gesellschaftszustandes, die uns schon entschwinden, kann da wieder lebendig werden. Diese Novellen, Romane, Lieder und Sprüche bieten die poetische Spiegelung der Gefühle, Gedanken, Wünsche, Tendenzen des nord- und mitteldeutschen Bürgerthumes, das sich um die Quellen der Bildung gesammelt hat und sich in dem neuen Wohlstand nun behaglich einrichtet. Man sieht angenehme, artige, reinliche und geschmackvoll gekleidete Leute, die keinen Zweifel darüber lassen, daß sie sich für sehr human und für sehr aufgeklärt halten. Ein Bißchen unruhig sind sie schon. In ihnen ist ein Schaudern vor all dem Neuen, das da ringsum werden will, vor den schreckenden Erscheinungen der Maschinenzeit, die sie doch reich gemacht hat und ihre Herrschaft sichert. Dieses Schaudern ist auch in Heyses Dichten fühlbar. Ihn, den Sänger des gesättigten Bürgerthumes, ärgert das Gedröhn und Gerassel der Industriestädte, in denen dieses Bürgerthum an Fleiß, Kraft und Intelli-

genz sein Bestes leistet, er sucht sich ein neues Hellas aufzubauen, das aber, wie die münchener Propyläen und alles Studierthum, nur künstlich und unecht wirken kann, und Lenkoch erwies sich wieder einmal als weisen Meister da er den Freund und Nachbarn im Gewand eines Renaissancelünstlers malte. Die Renaissance liebt er; die Sforza und Malatesta würden ihm zwar nicht behagen, aber am Hof der vornehmen ferrarischen Maecene wäre er gleich heimisch und die kränkliche Prinzessin von Este würde gewiß gern mit ihm plaudern. In diesem Sinn mag man ihn unmodern nennen, hat er selbst sich so genannt. Ein allerliebster Reduett — die Frau möchte den Eheherrn zur Anschaffung neuer Möbel für sein Schreibzimmer bewegen und fragt schließlich feuzend, ob der schätzbare Hausrath denn noch länger herumstehen soll — endet er mit den Worten, Alles solle beim Alten bleiben nur

Ein Welken noch, bis mit dem Alten selbst
Wird aufgeräumt. Er ist nun einmal nicht
Modern und seine Renaissance betreibt
Er innerlich; und ihm ist wohl dabei,
Wenn man nur eben ihn verbrauchen will,
So, wie er ist, sammt andern alten Möbeln.

Es will Einem nicht in den Kopf, daß Heise zu den alten Möbeln gehören soll. Und doch: mit einer Sieben als Jahresziffer heißt's, von der Jugend Abschied nehmen. Das greise Weltkind ist eine zu liebenswürdige, zu neidlose Natur, als daß die Jugend nöthig hätte, ihm die Mahnung ins Gedächtniß zu rufen, die Raimund seinem Willkürhauer singen ließ: „Denk' manchmal an mich zurück, schimpf' nicht auf der Jugend Glück, Brüderlein fein!“ Was Heise manchmal mit den Jungen hadern läßt, ist nicht gekränkte Eitelkeit eines Zurückgesetzten, ist vielmehr die Sorge eines Künstlers, der die über Alles geliebte Kunst schlecht behandelt sieht. Aber könnte er, mit dem wir nicht aufräumen, den wir nicht unter die *comicos stultos senes* rechnen wollen, nicht Besseres thun, als seinen Kraftrest an polemische Dichtung verzeteln? Plato und Montaigne empfahlen den Greisen, die sich einer *lenis, placida, fortis senectus* freuen wollten, die Theilnahme an den Kampfspielen der Jugend; und Jakob Grimm rühmte an seinem Bruder besonders, daß er in hohem Lebensalter noch das Wagniß unternahm, „an ein Wörterbuch die Hand zu legen, dessen fern liegendes, fast zurückweichendes Endziel in der engen Frist des ihm noch übrigen Lebens, wo die Regentropfen schon dichter fallen, leicht nicht mehr zu erreichen stand.“ Wenn Heise sich solches Ziel setzte, wenn er, mit seinem Wissen, seinem sicheren Kunstgefühl, der deutschen Dichtung den Weg in künftige Schönheit wies, dann könnte den in innerer Freudigkeit Lebenden ein Erfolg belohnen, wie er Bidmarck's, seines bewunderten Helden, Greisenbuch nach des Erfinders Tode beschieden war.

Serenissimus und die Riesl.

Siner, der aus der Weltgeschichte das Lachen gelernt hat: gehört Der nicht von Natur wegen zu den höchsten Exemplaren der Gattung? Einer, der nichts von Weltknecht und Weltknecht wissen mag, obwohl ihm diese sogenannte Weltgeschichte in einer winzigen Episode zur Katastrophe seines Hauses geworden ist? Sie hat ihn den Thron gekostet. Einen kleinen Thron, nach dem modernen Großstaatenmaß ein Miniaturthronchen, aber doch seine paar schönen Jahrhunderte alt und werthvoll durch allerlei angestammte Bequemlichkeiten. Jergenswo im thronreichen Europa.

„Loh gut sein“, spottet er seitdem, wenn die Rede darauf kommt; „es hat mir hernach auch nicht an guten Sitzgelegenheiten gefehlt. Nein, wahrhaftig nicht, wenn man sich der gesunden besten Laune bei prachtvoller Weltverbauung in den Schooß setzen kann, so oft Einen das Bedürfnis anwandelt.“

Serenissimus pflegt mich allsommerlich zu Besuch zu laden. Der hohe Herr steigt wie ein Gamsbock. Eine forsche Wildernatur, der kein Schleichpfad zu verwegen, keine Felswand zu steil ist; da tragen wir dann Jägerhut mit „krumbem Federl“, kratzlederne kurze Hose, arg verwettert, mit grüngersticktem Fischenlaub am Lap, rauhes Hemd, am Hals offen, ohne Binde, derbe wollene Wadenstrümpfe, Nagelschuhe, Wettermantel, Bergstock, Rucksack: die landesübliche Ausrüstung im Hochgebirge. In Allem ist Serenissimus der Erste. Mit Schweiß und Staub bedeckt, abgetragelt, totnübe, wirft er das Gewand ab, stürzt sich in den Bergsee, schwimmt wie ein Seehund und steigt an den polizeiwidrighsten Stellen in polizeiwidrigster Badehosenlosigkeit ans Land.

Alle Jägerkneife hat er los, im Wald und auf der Haide, überall. Ein Weidmann mit ganzer Seele, also kein blutiger Streckenprop, kein Nordgeselle mit Pisspass-Größenwahn, der blind drauflosknallt, wenn ihm das arme Gethier vor die Mündung geht. Ein Thierfreund, der hegt und pflegt und abschießt wie der Jörster, der als Baumsfreund den Wald durchforstet. Selbst die Verfolgung des Raubzeuges ist ihm nicht die hartherzige noble Passion. Und wenn er auf junges Weibswoll pirscht, — „schlach“ darfs nicht sein, sonst fürchtet er sich der Sünd'. In diesem Punkt geht er, seit er gemach älter wird, sehr fromm und wählertich mit sich um. Zuweilen nügt freilich auch die größte Frömmigkeit und Vorsicht nichts: Gottes Wege sind dunkel.

Ueberkommt ihn der Hunger auf der Landstraße, ist ihm jeder Kirichenbaum recht. Die am Höchsten hängen, sind die Besten: Das weiß schon die Spatenweisheit; und er steigt so hoch, wie ihn die Nester tragen und Sperlinge und Staare noch Etwas übrig gelassen. Gleichgiltig, auf wessen Grund der Baum steht. Das hat oft Folgen. Namentlich an der tiroler Grenze.

Reulich kam die Bäuerin dazu, wie er gerade in bester Arbeit war. Das Weiß, in den heiligsten Eigenthumsrechten gekränkt, fängt nicht schlecht zu schimpfen an. Zum Glück war sie jung, schmad, wenn auch sakrisch „gach“, die dralle Riesl, an einen Alten frisch verheiratet. Sie kennt Serenissimus, den Einbrecher

und Kirschendrücker, nicht. Die halb nackten braunen Arme auf die Hüfte gestemmt, legt sie los:

„Handwerksbursch miserabliger, willst gleich —? Jetzt schaut dem Voder an, den frechen! Nachst jetzt bald?“

„Jawohl, ich mach' gleich. Halt nure Maul, sonst schmeiß ich Dir die Hosen drauf.“

Und er nascht ruhig weiter und verschluckt keinen einzigen Stein.

„Wirbs bald, Spitzbub sakrischer?“

„Ja, gleich“ — und er pustet ihr die Kirschenerne auf den Kopf.

Run kochts in ihr: „So ein alter Gauner —!“

Er biegt sich gemüthlich noch einen vollen Ast bei.

Sie streckt die Arme aus und rüttelt am Stamm. Sie tobt. Sie macht Versuche, hinaufzuklettern.

„Runter werf ich Dich, Hanswurst!“

„Wart noch a Bissel. Dergott, schmeckt Das gut —“

„Wir gehören die Kirschn, mir — Du, Du —“

Da läßt sich Serenissimus nach einem Rutscher direkt herunterfallen, in höchst eigener Person der Frau Viesl an die Brust.

Und er umhals't sie, drückt sie, busselt sie, wo er grad hintreibt: auf die Augen, in den Nacken, auf den Mund, bis ihm und ihr der Schnaufer ausgeht. Sie ist starr.

„Rein, so was . . .“ stöhnt sie. „Wenns wer sieht —“

Fest hält er sie an beiden Händen und dreht ihr mit unentrinnbarem Jägergriff die Arme auf dem Rücken. Nun stehen Mann und Weib Brust an Brust, heiß, klammend, und er lacht ihr in die Augen, bis sie auch lacht. Tandarabai — — —

Es war wirklich Niemand in der Nähe? Ich bin verschwiegen.

Er spendirt ihr ein erkleckliches Andenken. Für solche große Momente hat er immer noch ein Ueberflüssiges in der Federhose.

„Du bist nobel,“ sagt sie, etwas verdukt.

„Jawohl, Viesl, so sind wir, — wir miserabligen Voder.“

„Na ja . . .“

Sie betrachtet sich das Geldstück genauer.

„Schmerzensgeld, he!“ lacht er pfißig.

„Gestohlen hat er's, gewiß, gestohlen hat er's,“ ruft sie mir zu, als ich plötzlich hinter dem Busch auftauche, und sich entfernend, mit glühendem Gesicht: „Spitzbuben seid Ihr, jetzt bring' ich dem Bauern am End ein falsches Goldstück heim —“

„Tandarabai!“ schualzt Serenissimus.

Wir drücken uns querselbein, auf den Wald zu, köstlich erfrischt von dem Scharmügel mit der raffigen Bäuerin. Ob man uns erkannt hat? Tandarabai!

Wie gesagt: allsommerlich pflegt er mich zu Besuch zu laden. Da giebt's sibeke Stunden im Jagdhaus zur „Weißen Gemse“ im Hochwald über der Schelmenklamm. Oft wirft sich unser Vahen wie eine Salve von Fuchjgern in die Nachtlust und überdönt das wilde Gebrause vom Wassersturz in der Schalmelstlucht.

Er und ich und ein Diener, sonst keine Seele weit und breit, — die zwei

schwarzen Dackeln nicht zu vergessen. Die liegen meist auf der Ofenbank und träumen von unglaublichen Abenteuern.

Der Diener setzt Abzug und Labung auf den Tisch, stellt die Leuchter bereit und verschwindet. Er führt den Titel Haus- und Hofrath.

„Ich komme heute mit großer Verspätung. Die Klüfte und Schäfte des Höllenthales haben mich ermüdet.

„Tandarabai!“ ruft er mir zum Gruß entgegen und streicht schmunzelnd seinen Schnauzbart. Sein wettergebräuntes, hageres Gesicht zuckt in pfliffigen Lichtern. Er wirft ein zerlesenes Exemplar des Gothaer Almanachs zwischen die Weinflaschen und Cigarvenschachteln, redt sich in sehniger Strammheit und zieht mich an seine Brust: „Run denn — Größ Gott! —, daß Du nur da bist, alter Kamerad!“

Wir buzen uns seit unserem gemeinsamen fünfzigsten Geburtstag.

Dann die grünen Weingläser gefüllt, Havannah gereicht: „Prost!“ Ein paar Jüge, mit Kennermiene und Duftprobe durch die Klüftern: „Jamos!“

„Neueste Ernte, ausgezeichnet, trotz spanischer Pauerei und Vorber auf den Ailetwerthesten. Wirklich ausgezeichnet.“

Wir lassen uns in die Holzarmstühle mit den eingeseffenen Lederpolstern sinken. Ich lange nach dem Gothaer: „Zimmer noch Deine literarische Passion?“

„Da hast Du recht. Der und der Detlev. Du weißt ja: den Aliencron! Für die großen Gefühle, für die dramatischen Spannungen der Junkerseele Nonplusultra-Voril. Hab' mir übrigens jezt auch ‚Botans Heer‘ von Heinrich von Heber beigelegt. Der paßt gut dazu. Zum Vor- oder Nachspiel, je nachdem, noch ein paar weinsiedige Seiten vom Gothaer.“

Ich lege die Hand auf sein nacktes, kühles Anie: „Der Kops oder der Simplicissimus-Heine, Die hätten einmal ihren Illustrationen-Wiß anstrengen sollen und die Gothaer Stammabäume mit den entsprechenden Bildchen verzieren.“

„Tandarabai!“ lachte er heraus. „Weißt Du, Das muß ich Dir doch sagen, von allen Jünsten — Prost! — die europäische Schelmzunft hat doch nicht ihres Gleichen. Dagegen steht nichts auf. Das ist Nationalliteratur und was für klassische!“ Und mit einem Schlag auf das Buch: „Nationalliteratur, die sich zur Weltliteratur aufgeschwungen — richtiger: aufgefressen — hat. Die richtige realistische Poesie des Sig- und Besitzfleisches! Stegreifritterthum zwerst, Stromerlieder, Galgendogelepos, Herrscherchronika. Die Kraft der Beine, die Verwegenheit des Griffes . . . und Aushalten! Suum cuius rapere. Die Genialität des Gefäßes und Umgegend. Mit allen Abdofatenwinden und Pfaffenhalben. J'y suis, j'y roste. Oder wie der Galantuomo in Rom vom Quirinal zum Vatikan hinübergrüßte: Ci siamo, ci restoromo! Und der ehrliche Idealist Schiller drückt pathetisch sein Siegel darauf: Sei im Besitze und Du wohnst im Rechte und heilig wirb's die Menge Dir bewahren. Einfach monumental. Das ist die hohe Schule und Poesie der Geschichte. Dir brauche ich sie nicht vorzulegen. Du hast den Begriff. Es giebt vielerlei Worte dafür, alle sakrosankt. Prost!“

Ich: „Und immer neue kommen dazu, eins pompöser als das andere: Herrenmoral, Uebermensch und anderes Edelgewächs.“

„Dieser Gothaer da bleibt der Kodex.“

„Wenigstens der Index“, schränkte ich ein und gestatte mir eine frische.

„Meinetwegen. Das auch. Der Indez. Verzeichniß ist Alles. Die Dichtung selbst. Eure Romane zum Beispiel.“

„Hoppsa“, lache ich, „Das ist ein Sprung. Antik, à la Herodot.“

„Spring mit, Alter. Sprünge sind lustig. Die Viehl, weißt Du noch? Also springen wir. Es war zur reifsten Kirzchenzeit.“

„Unsere Romane zum Beispiel“, damit lenke ich wieder zurück.

„Ja, Eure Romane. Etwas Lustiges, Phantastisches, Musikalisches scheinbar, Handlung, rother Faden und anderes Geschwür und Strumpfwirkerei; im Grunde doch nur Verzeichnisse. Verzeichnisse aller erdentlichen Miserabilitäten der Menschenseele: Ihr nennt's psychologischen Roman, — großartig. Verzeichnisse aller Kleinigkeiten wurmstichigen Kulturhausrathes: Ihr nennt's historischen Roman, — auch großartig. Verzeichnisse aller Lumpereien einer heutigen Spießbürgerfamilie: Ihr nennt's konsequenten naturalistischen Roman. Oebet Dich Das nicht an? Mich schon. Trödler-Kataloge sind amusanter. Proßt!“

„Stimmt!“ ruf ich und erhebe den goldgrünen Kelch.

Mit einer Art von grimmem Humor stürzt er das Glas hinab: „Donnerwetter ja, Das sag ich Dir, mein Gothaer Almanach ist unerschöpflich; wo ich ihn aufschlage, stoß ich auf einen Witz, einen weltgeschichtlichen Akt, eine herrliche Familienposse. Diese Geburtregister, na! Diese Verwandtschaftsdaten, na! Der Glaube macht selig. Und das Gewimmel des adeligen Proletariates, gerechter Schnappack! Und diese säus- und siebensach gezackte Hungerleiderei mit ihren noblen Klauen, Gott Strambach! Und nun denk Dir einen rechtschaffenen Kerl aus der Bande, der hinter die Alkoven-Coulissen gesehen, Hermeline und Unterwürde gelüftet und die glänzenden Zaden sozusagen mikroskopirt hat. Mein Wort: es ist zum Wälzen. Manchmal auch zum Deulen. Aber Das ist schlechte Musik. Ein Arsenal von Späßen, dieses Buch. Unter uns gesagt. Ganz unter uns. Die profane Welt gehts nichts an. Meinen Haus- und Hofrath auch nicht. Der ist treu. Das genügt. Treu wie die Viehl . . .“

Schon will ich unterbrechen: Zum Rufal, ist Das die selbige Viehl, die . . . Wie kommst Du denn immer wieder auf die Kirzchen? Meine Müdigkeit verbeißt die neugierige Frage. Und er ist so prachtvoll, wenn seine Vered im Zuge ist. Ich laß ihn also fortfahren.

„Das genügt doppelt. Die Herde ist so unzahlbar unwissend. Und weiß sie einmal und sieht ihr der Zufall die Nase drauf: sie vergißt immer wieder. Sie betet an und steuert, wie sie früher gefroht hat und alles Uebrige. Das ist ewiges Herdenbedürfniß. Was in diesem Buch gedruckt ist und was zwischen den Zeilen Zuhe schreit, bleibt also doch Familiengeheimniß. Eine einzige große internationale Familie, — wir da drin. Keiner außer uns versteht unsere Sprache, unser Rothwälsch, unser Bolapül.“

„Na, na, na“, mache ich und greife nach dem Buch und betrachte mir ein in Stahl gestochenes Bildniß.

„Der Kerl sieht aus wie ein invalider Wöge.“

Ich: „Wie Einer, der nach Blut riecht.“

Serenissimus: „Wieht es Wögen, die nicht nach Blut riechen? Alle riechen nach Blut. Das ist schließlich noch ihr bester Geruch.“

„Cave canem wäre ein passender Wappenspruch.“

„Kränke mein Dackeln nicht, Du!“

Er entlockt eine frisch: Flasche aus dem Kühler und reicht sie mir zum Einschenken. Wir sitzen einen Moment schweigend. Die Dackeln belln leise im Schlaf. Es ist wie traumhaft tiefe Mitternacht. Die Geister der Schalmeschlucht tosen zum offenen Fenster herein. Die Flamme flackert Zauberreigen. Kurios erregende Stimmung wie in einer Sommernachtsstraumkomödie. Wirklich Shakespeareske Romantik.

„Bist müde?“ fragt er plötzlich.

„Ich weiß nicht.“

„Wozü, im Wirthshaus?“

„Das war ich: Prachtvoller Neuschnee, alle Gletscherspalten voll. Ich mußte heute früh über die Scharte. Ich werde doch wohl ein Wenig müde sein. Du mußt entschuldigen.“

„Fällt mir nicht ein. Wir in unseren besten Jahren!“ Und er blickte sich zum Fenster hinaus und lauschte in das Dunkel. Dann sah er zur Thür, mit seltsamem Ausdruck.

„Ist was los?“ frag ich.

„Ich will Dich 'mal aufrütteln. Landarabai!“

„Landarabai!“ echoe ich erwartungsvoll.

„Das Goldstück war falsch. Der Bauer hats nichts behalten. Oder es ist ihm davongerollt —“

„Die Dieb?“

„Mein Haus- und Hofrath hat sich vergeblich angestrengt, das Ding einzufassen.“

„Die Dieb ist da?“ frag ich mit ehrlich erstaunter Dehnung.

Er wippte mit dem Kopf: „Rugelrund, prachtvoll.“

„Und was thust Du?“

„Wir legen sie auf Eis. In Deine Gletscherspalte mit dem prachtvollen Neuschnee. Für künftige Geschlechter.“

Ich hebe den Gothaer hoch: „Eine Dieb mehr oder weniger — —“

„Triumph!“

München.

Michael Georg Conrad.



Bankabschlüsse.

Hier ist der Spekulation ein sonst um diese Jahreszeit beliebtes Hausmotiv aus der Hand genommen worden: der Hinweis auf die Jahresabschlüsse der Banken. Gewiß: die Banken sind es gewesen, die die Mittel für die industriellen Bedürfnisse aufgebracht haben; daher sahen wir 1899 eine selbst in den Gründerjahren der siebzigiger Aera nicht überbotene Emissionthätigkeit. Und die Agiogewinne schwebten in die Höhe, weil in fetten Jahren der Geschäftsmann nicht gern an die Wiederkehr magerer Zeiten denkt und das Publikum vertrauensfelig genug war, die Aussicht auf eine unendliche, wolkenlose Dauer des wirtschaftlichen Sommers mit einem Aufgeld zu bezahlen, das bereits gewaltige Zukunftsgewinne diskontierte. Die Folge von Alledem war schließlich ein weit verbreiteter Glaube an besonders glorreiche Jahresabschlüsse der Emissionsbanken, — und jetzt, nachdem der Fasching vorüber ist, eine allgemeine Ernüchterung. Das Finanzinstitut, dessen Aktien am Schärftsten getrieben worden sind, begnügt sich — und eben so fast alle anderen großen Banken — mit der gewohnten Dividende. Nur die Berliner Handelsgesellschaft vertheilte ein halb Prozent mehr als im Vorjahr, die Darmstädter Bank dagegen ein Prozent weniger. So sehr nun die maßvollen Dividendenvorschläge einen ruhigen Beurtheiler unserer Bankenverhältnisse befriedigen konnten, so wenig haben sie natürlich der Spekulation gefallen; und hier und da kam es zu reichlichen Abgaben, als die Hoffnungen auf erhebliche Kurssteigerungen aussichtslos geworden waren. Die Bankdirektoren sind doch wieder einmal viel klüger als die Börsenspieler und sorgen dafür, daß die Kursschwankungen ihrer Papiere in mäßigen Grenzen bleiben. Die ersten Geschäftsberichte, die erschienen sind, lauten übrigens recht monoton. Sie schildern den Gang des Bankgeschäftes im letzten Jahr etwa nach folgendem Schema: Auch im verflossenen Geschäftsjahr hat unsere Bank unter dem Einfluß der glänzenden Verhältnisse von Industrie und Handel eine rege Thätigkeit entwickelt und von dem hohen Stand der Zinssätze Nutzen ziehen können. Der Wirkungskreis unseres Institutes hat sich in sämmtlichen von ihm kultivirten Gebieten ausgedehnt, die Zahl der bei unserer Bank geführten Konten ist gewachsen, die Umsätze zeigen eine bedeutende Vergrößerung und Dem entsprechend sind auch die Gewinne höher. Bei niedriger Bewertung der Aktiven, reichlichen Rücklagen, und nachdem die für Neuanschaffungen notwendigen Ausgaben aus dem Betriebe gedeckt sind, ergibt sich ein Nettogewinn, der die Vertheilung der selben Dividende wie im Vorjahr gestattet. Aus einer solchen paradigmatischen Auslassung, die im Grunde nichts sagt, mag jeder Interessent herauslesen, was ihm erwünscht ist, — und außerdem geben die Geschäftsberichte gewöhnlich nur so weit Aufklärungen, wie es den Bankleitungen beliebt. Die einzelnen Positionen des Gewinn- und Verlustkontos werden nicht einmal so ausführlich mitgetheilt, daß eine klare Einsicht in die Entwicklung und den Erfolg besonderer Beteiligungen möglich ist. Es wäre aber gerade der interessanteste Theil des Geschäftsberichtes einer großen Bank, zu erklären, woraus sich die summarisch angegebenen Gewinne des Effekten- und Konsozialkontos zusammensetzen und welche Engagements im Einzelnen Gewinne oder Verluste ergeben haben. Eine geeignete Sichtung und Vergleichung solcher Ergebnisse könnte den Maßstab für unseren ganzen Finanzirungs-

betrieb schaffen und würde allen Banken in gleicher Weise zu Statten kommen, zugleich aber auch gründungslüsteren Industriellen und dem von der Börsenspekulation abhängigen Publikum die Augen heilsamst öffnen. Aber freilich:

„Warum ist Wahrheit fern und weit?

Wirgt sich hinab in tiefste Gründe?“

Selbst von so gewaltigen Unternehmungen, wie es die mit deutschem Geld gebaute und unterhaltenen Große Venezuela-Eisenbahn ist, hört man wenig Zuverlässiges. Die von der Norddeutschen Bank zu schweren Opfern herangezogenen Aktionäre müssen in diesem Jahr mit einer Dividende von einem halben Prozent vorlieb nehmen. Venezuela hatte Verpflichtungen übernommen, — und damit waren die Wotten ins Licht gelockt worden. Aber keine der letzten Regierungen ist ihren Zahlungsverpflichtungen nachgekommen und Mittel, sie zu zwingen, giebt es nicht. Die politischen Wirren verschärften sich wiederholt zu gewaltsamen Ausbrüchen und die Bahn hat streckenweise durch Zerstörungen, durch Beschlagnahme für Truppentransporte und durch die allgemeine Unterbindung des Verkehrs und Schädigung des Wohlstandes schwer gelitten. Zwar hofft die Verwaltung, daß in dieser unhaltbaren Situation bald Wandel geschaffen werde, „weil alle Großmächte gleichmäßig in ihren venezolanischen Interessen geschädigt werden“; aber diese Hoffnung dürfte trügerisch sein, denn die anderen europäischen Großmächte haben nicht den mindesten Anlaß, zu Gunsten des deutschen Kapitals auch nur einen Finger zu rühren, und das Deutsche Reich wird, um der Eisenbahninteressen halber, kaum seine freundschaftlichen Beziehungen zur Republik Venezuela preisgeben. Sehrreich müßte es auch sein, aus den Abschlüssen und Geschäftsberichten der Banken die Einzelheiten jeder Abschreibung und die einzelnen Verluste kennen zu lernen. Eine westdeutsche Bank paradiert damit, daß innerhalb ihrer Kundschaft nennenswerthe Zahlungseinstellungen nicht stattgefunden hätten; unter den Abschreibungen findet man aber 186000 Mark, die hauptsächlich durch die Insolvenz einer befreundeten berliner Bankfirma in Verlust gerathen sind. Bessere Aufklärungen über die Debitoren würden auch den Schlüssel dafür bieten, warum eine alte hamburgische Bank, die vor einigen Jahren ihren Hauptsitz nach Berlin verlegt hat, ihren bisherigen ersten Direktor mit schlichtem Abschied entläßt. Und endlich wäre es interessant, die Kapitaldotirungen der Kommanditen und ihrer Erträgnisse gesondert kennen zu lernen; dann wäre nämlich die Möglichkeit gegeben, ein Urtheil über die geographische Dislokation der wirtschaftlichen Konjunktur, die angeblich das gesammte Deutsche Reich mit ihrer Wünschelruthe beglückt hat, zu gewinnen. Aber ängstlich wird Alles vermieden, was die gewöhnlichen Sterblichen, die ihre finanzwirtschaftliche Weisheit aus dem Kurztittel zu schöpfen gewöhnt sind, aufrütteln könnte. Die Gesetzgeber suchten ja freilich ein Mittel, durch das die Dummen möglichst vor Verlust bewahrt werden sollten. Aber — o weh! — der Erfolg dieser pädagogischen Versuche ist kläglich; und in den Abschlüssen der Banken kommt Das sehr deutlich zum Ausdruck. Die Gefahr, die insbesondere in der Beseitigung des Termingeschäftes in Bergwerks- und Industriepapieren liegt, wird dem Publikum zu seinem Nachtheil klar werden, wenn bei einem Wechsel der Konjunktur den unausbleiblichen Verkaufsangeboten keine kauffähige Spekulation mehr gegenübersteht wird.

Bynkens.

Notizbuch.

Das preussische Staatsministerium hat dem Dr. Leo Arons, der als Physiker in Berlin Privatdozent war, die *venia legendi* entzogen, weil er sich in der sozialdemokratischen Agitation öffentlich bethätigt hatte. Von den Professoren, die dem Kollegen früher zwar einen Verweis ertheilt, jetzt aber jedes disziplinarische Einschreiten gegen ihn abgelehnt haben, hat bis jetzt kein einziger sein Amt niedergelegt, kein einziger gegen den Regierungsbefehl das Wort ergriffen. Im Gegentheil: einer Studentenvereingung, die dem scheidenden Lehrer ihre Sympathie kundthun wollte, ließ des Rectors wohlweise Magnifizenz schnurstracks mit Disziplinarstrafen drohen. Danach ist über den Vorgang, der im Grunde nur die akademischen Lehrer und ihre Freiheitbedürfniß angeht, eigentlich nichts mehr zu sagen. Da er aber so eifrig, wie ein nie für möglich gehaltenes Ereigniß, berebet wird, mag noch ein Wort gestattet sein. Dem Dr. Arons trifft der Bannfluch nicht allzu hart; er ist ein sehr reicher Mann, wird durch die Märtyrerkrone in der Schätzung seiner Parteigenossen erhöht und kann versuchen, eine Freie Hochschule zu gründen, wie sie in Brüssel und Paris schon besteht und gerade jetzt in Berlin sehr wünschenswerth wäre. Herr Arons gilt als in seinem Fach tüchtig; daß er auch ein muthiger und geschmackvoller Mensch ist, lehrt ein Blick in seine Rechtfertigungsschrift. Er wird sich über den Ausgang des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens sicher nicht gewundert haben. Das preussische Staatsministerium nimmt die Sozialdemokratie eben ernst; es glaubt, sie habe den Willen, die staatliche und gesellschaftliche Ordnung zum Nachtheil der heute Herrschenden umzuändern, und hält es, nicht ohne Zug, für vertheidlich, den heranwachsenden Staatsbeamten das Schauspiel zu bieten, daß man für diese Partei öffentlich kämpfen und dennoch vom Staat mit dem Amt des Jugendbildners betraut werden kann. Auf erhabener Höhe ist dieser Standpunkt nicht gewählt. Aber stehen die wider das Urtheil Eifernden höher? Dulden sie, wenn nicht die Noth am Mann sie dazu zwingt, in ihren Betrieben, in Läden, Bureaux, Redaktionen, auch nur eine Stunde Leute, die öffentlich gegen das Existenzrecht dieser Betriebe zu Felde zogen? Würden die Besitzer der liberalsten Blätter nicht selbst den tüchtigsten Artikelschreiber wegzagen, wenn er publico die kapitalistische Presse als eine mit allen Mitteln zu bekämpfende Gefahr bezeichnet hätte? Und leben im deutschen Land wirklich irgendwo Schwärmer, die im Staat ein herrliches Idealgebilde sehen und noch immer nicht erkannt haben, daß er nichts Anderes sein kann und sein will als die zu Schutz und Trutz geschaffene Organisation der im Besitzrecht Wohnenden?

* * *

Nur: ein Bißchen Klugheit darf man wohl selbst von diesem traurig modernen Staat und seinen bestbezahlten Dienern erwarten. Sie sollten, nach Goethes Rath, nichts Unkluges, nichts unklug thun. Deshalb brachte das Auftreten des neuen Ministers von Rheinbaben eine so schlimme Enttäuschung. Er war — auch hier — als ein modern denkender Mann von großen Fähigkeiten gerühmt worden, als der Retter, den die in Preußen wichtigste Behörde, das Ministerium des Inneren, so drin-

gend braucht. Jetzt ist aus seiner Präsidentszeit ein Erlaß ans Licht gebracht worden, der die Loyalität der preußischen Regierung bedenklich in Frage stellt und ihren Erfolg im wirtschaftlichen Ringen mit den Jankees beträchtlich erschwert. Einen Mann, der diesen Erlaß für wirksam hielt und der glauben konnte, solches Aktenstück könne heutzutage verborgen bleiben, kann beim besten Willen Keiner einen ungewöhnlich fähigen Politiker nennen. Aber es kam noch schlimmer. Der Freiherr von Rheinbaben hat eine Kommunalwahlreform vorbereitet, die die Machtbereichsgrenzen der bourgeoisen Gemeindebeherrscher verschieben soll. Ueber Absicht und Ausführung mögen Nationalliberale und Centrumsleute raufen. Sein Hauptziel aber hat der Minister mit dem Wort bezeichnet: um jeden Preis müßten die Sozialdemokraten am Eindringen in die Kommunalverwaltungen gehindert werden. Betrürend ist schon, daß auch die neue Exzellenz nichts Besseres vorzubringen weiß als das nachgerade langweilige Gerede über eine „Umsturzgefahr“, von der Niemand nichts merkt. Noch trauriger aber ist, daß Herr von Rheinbaben auch vom Standpunkt Eines aus, der die Sozialdemokratie vernichten, ihre Kraft mindern, ihren ihm nur schädlich scheinenden Einfluß auf alle Formen staatlichen Lebens beseitigen will, so völlig falsch handelt. Wieder einmal rächt sich, daß unsere höchsten Beamten den Feind gar nicht kennen, den sie bekämpfen wollen. Ein General, der nicht begriffe, wie er den Gegner am Meisten schwächen kann, wäre in Preußen nicht möglich. Möglich aber ist ein Minister, der noch heute nicht ahnt, daß nichts die politische Kraft und Aktionsfähigkeit der Sozialdemokratie mehr stärken muß als die Sperrung aller anderen Arbeitgebiete und daß nichts diese Partei mehr schwächen würde als die Nothwendigkeit, ihre Kräfte nach verschiedenen Richtungen zu zersplittern und so den einheitlichen Elan zu lähmen, der sich, wie die Dinge jetzt liegen, nur an einer Stelle, in der Reichspolitik, „aus-toben“, dort aber mit voller Wucht centrifugal bethätigen kann.

Ich erhielt den folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Harden, um die Jahreswende brachte eine große süddeutsche Tageszeitung einen „Zeitungen und Zeitungsleser“ überschriebenen Artikel, in dem gesagt war, es sei „bloße Spekulation und ein Mangel an Muth und Ueberzeugung, wenn eine Zeitung jeder Meinungsäußerung aus dem Weg geht, um nicht etwa mit einem Leser oder Abonnenten zu kollidiren“; und ferner: „Jede ehrliche Ueberzeugung verdient, hoch geachtet zu werden, und braucht deshalb die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen“. Das ist ja herrlich, dachte ich mir; da kann man einem großen Leserkreise allerhand Schmerzenskinder zeigen und thätige Theilnahme für sie erwecken. Ich sollte aber schon beim ersten Versuch erfahren, daß jene tapferen Worte des „liberalen“ Blattes nicht etwa ernst zu nehmen, sondern eben nur Zeitungsphrasen waren. Dabei glaubte ich, dem Blatt keineswegs eine besonders fürchterliche Zumuthung zu machen.

Im Notizbuch der „Zukunft“ vom zehnten Februar ist an einem drastischen, dem böhmischen Bergwerksbetrieb entnommenen Beispiel gezeigt worden, daß in der kapitalistischen Ordnung der Reichthum aus dem Massenelend fließt; denn „wäre die Lage dieser Kohlenarbeiter weniger jämmerlich, so könnten die Aktionäre nicht so rasch reich werden“. Dieser Hinweis auf eine der Ursachen des Massenelends er-

muthigt mich zu dem Versuch, meine Angelegenheit der „Zukunft“ anzuvertrauen; denn es handelt sich im Wesentlichen gleichfalls um eine Ursache des Massenelends. Ich wollte nämlich in jener Zeitung über die von Adolf Damaschke, dem Vorsitzenden des „Bundes der deutschen Bodenreformer“, verfaßte, bei Hartwig in Berlin vorgelegte Schrift „Vom Gemeinde-Sozialismus“ referiren. Der erwähnte, seit 1888 bestehende, politisch unabhängige Bund sieht in der Grund- und Bodenfrage den wesentlichsten Theil des sozialen Problemes. Er tritt dafür ein, daß der Boden, diese Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, das jeden Mißbrauch ausschließt und das die Werthsteigerung, die er ohne die Arbeit des Einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht. Die Bodenfrage bildet denn auch den Kernpunkt der Brochure. Doch behandelt der Verfasser kurz und klar alle anderen Fragen, die im Gemeindehaushalt eine nennenswerthe Rolle spielen. Besondere Rücksicht nimmt er auf die Wohnungsfrage, weil ihr heutiger Stand ein Massenelend im Gefolge hat, das zu der so gern betonten Absicht einer Hebung des allgemeinen Wohlstandes in schreiendem Widerspruch steht. Die Praxis hat die Wohnungsfrage immer und immer wieder als eine Bodenfrage erkennen lassen. Der wichtigste Theil der Schrift Damaschkes ist das Kapitel von der Zuwachsrrente. Den Ausdruck „Zuwachsrrente“ hat die Schule der Bodenreformer in den Sprachgebrauch eingeführt. Er soll die Wiebergabe des englischen „unearned increment“ sein, also die Werthsteigerung des nackten Bodens bezeichnen, die ohne jede Verbesserung des Bodens an sich, ohne jede Arbeit des einzelnen Bodeneigenthümers erfolgt. Ein Beispiel. Ein Bauer, Kilian, kaufte in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Schöneberg bei Berlin einen Kartoffelacker für 2700 Thaler; der selbe Acker wurde in den siebziger Jahren als Baustellenterrain für 6 Millionen Mark verkauft. Wer hat nun diesen Mehrwerth geschaffen? Der Bauer Kilian oder die Allgemeinheit? Zweifellos sind die nächsten Ursachen der Werthsteigerung die Bevölkerungszunahme, die Errichtung von öffentlichen Gebäuden und Anstalten aller Art, die Schaffung von Verkehrsmitteln, die Ausdehnung der Industrie u. s. w. Die „ehrliche Ueberzeugung“, von der ich in meiner Raibetät glaubte, daß sie „die Dessenlichkeit nicht zu scheuen braucht“, geht nun dahin, daß die Bodenreformer im Recht sind, wenn sie die Ueberführung der Zuwachsrrente in den Gemeinbesitz verlangen.

Wie könnte nun die Zuwachsrrente für die Allgemeinheit gewonnen und dadurch die Arbeit in jeder Form entlastet und die Gemeinde reich genug gemacht werden, um alle Kulturaufgaben mit Leichtigkeit zu erfüllen? In Damaschkes Schrift ist nicht etwa das Radikalmittel einer vollständigen Kommunalisirung des Bodens vorgeschlagen, sondern lediglich eine dem Zweck entsprechende Steuerordnung. Nachdem der Verfasser gezeigt hat, daß die weitverbreitete Meinung, eine Steuer auf Grund und Boden könne irgendwie auf die Miether oder Pächter abgewälzt werden, irrihümlich sei, geht er näher auf die drei Steuerarten ein, die hier in Betracht kommen können: die Umsatzsteuer, die Bauplatzsteuer und die Zuwachssteuer. Eine staatlichellumsatzsteuer von 1 Prozent existirt schon. In den Gemeinden besteht sie noch nicht allgemein; und wo sie besteht, ist sie meist sehr gering. Wegen den Vorschlag einer hohen Bauplatzsteuer könnte eingewendet werden, daß der Werth einer Baustelle, da er zum Theil einen zukünftigen Spekulationwerth darstelle, schwer zu bestimmen sei. Hier würde nun aber der Grundsatz der Selbstanschätzung, der ja auch sonst im Steuerwesen gilt,

einen sehr einfachen Weg zeigen. Jeder Besitzer einer Baustelle hat selbst sein Eigenthum zu taxiren und nach der taxirten Höhe einen gewissen Prozentsatz als Steuer zu entrichten. Um ihn aber der Gefahr zu entziehen, daß er den Werth seines Grundeigenthumes zu niedrig einschätze, müßte die Bestimmung getroffen werden, daß die Gemeinde stets das Recht hat, zu dem selbstgeschätzten Werth den Bauplatz zu erwerben. Schätzt er also seinen Bauplatz zu hoch, so droht die hohe Steuer; schätzt er zu niedrig, so droht die Abfindung durch die Stadt. Durch diese Scylla und Charibdis würde allein der Weg der Wahrheit und des Rechtes hindurchzuführen. Dieser Weg der Selbsteinschätzung in Verbindung mit dem Enteignungsrecht hat sich in der aufblühenden Kolonie Neu-Seeland, wo längst Bodenreformgedanken die Gesetzgebung beeinflussen, sehr gut bewährt. Daß eine genügend hohe Bauplatzsteuer dem Bodenwucher einen argen Schlag versetzen würde, liegt auf der Hand.

Die Zuwachssteuer soll bei jedem Verkauf von Grund und Boden die Zuwachsrente oder doch einen möglichst hohen Theil davon der Gesamtheit erhalten. Das Recht, ja, die Pflicht der Gemeinde zu dieser Erhaltung ihres Eigenthumes folgt aus dem Wesen der Zuwachsrente. Bei der Uebersetzung der Zuwachssteuer in die Praxis könnte der Anfang mit einem niedrigen Prozentsatz gemacht werden. Außerdem erscheint es wünschenswerth, die Zuwachssteuer progressiv zu gestalten, so daß sie bei kleinen Grundstücken, die im Wesentlichen Wohn- und Werkstätte einer einzelnen Familie bilden, in ganz mäßigen Grenzen bleibe. Diese kleinen Hausbesitzer aber hätten in jedem Fall solcher Steuer gegenüber einen mehr als vollen Ersatz darin, daß die Erträgnisse der Zuwachssteuer in erster Reihe einer Ermäßigung der unteren Stufen der Gewerbe- und Einkommensteuer dienen sollten und daß der weit überwiegende Theil der Zuwachssteuer eben von Großspekulanten getragen würde.

Die zur Zeit vollkommenste Durchführung der hier angegebenen Steuerordnung haben wir — was wenig bekannt zu sein scheint — in der ostasiatischen Kolonie des Deutschen Reiches. In Kiautschou beträgt die Umsatzsteuer zwei Prozent (ein Prozent für den Verkäufer, ein Prozent für den Käufer). Die Bauplatzsteuer hat dort die außerordentliche Höhe von sechs Prozent des wirklichen Werthes. Alle drei Jahre wird der Grund und Boden neu abgeschätzt, damit die Bauplatzsteuer der Werthserhöhung des Bodens folgen kann. Die Zuwachssteuer beträgt dreiunddreißig-eindrittel Prozent der Zuwachsrente; dieser Betrag wird in der amtlichen Denkschrift bei der Begründung dieser Maßnahmen als „sehr mäßig“ bezeichnet. Um jedes Umgehen dieser Steuer unmöglich zu machen, hat das Gouvernement sich unter allen Umständen das Vorlaufrecht zu dem angegebenen Verkaufspreis vorbehalten. In der zweiten „Denkschrift betreffend die Entwicklung des Kiautschougebietes“ heißt es wörtlich: „Es war vorauszu sehen, daß diese in Kiautschou zum ersten Male praktisch durchgeführten Grundzüge neben vielfacher Zustimmung zunächst auch einigen Widerspruch aus Interessentenkreisen hervorrufen würden; es kann jedoch bereits jetzt festgestellt werden, daß dieser Widerspruch innerhalb und außerhalb des Schutzgebietes mehr und mehr verstummt ist und einem lebhaften Einverständnis Platz gemacht hat.“ Was in Ostasien recht ist, sollte bei uns billig sein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Durchführung der bodenreformertischen Grundzüge in unseren Gemeinden schwerer sein wird als in neugewonnenen Ländern; aber es kann eben so wenig bezweifelt werden, daß ihre Durchführung in Deutschland selbst sehr viel dringender und sehr viel bedeutungsvoller für die gesammte kulturelle Entwicklung unseres Volkes ist als draußen in einzelnen Kolonien.

Die schrecklichen Ideen der Bodenreformer sollen — wie mir das süddeutsche Bourgeoisblatt in seinem Ablehnungsschreiben mittheilte — „in ihrer Konsequenz direkt zum sozialistischen Staat führen“. Trotzdem steht nun aber die Sozialdemokratie den Bodenreformern durchaus nicht wohlwollend gegenüber. Wahrscheinlich ahnt sie, daß im Falle einer gründlichen Bodenreform — aber auch nur dann! — das Wort von der „vorübergehenden Erscheinung“ wahr werden könnte.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

München-Pasing.

Professor Max Seiling.

* * *

Herr Karl Zentsch schreibt mir:

„Ein artiges Pröbchen rathloser Wurstelei ist der dem preussischen Landtag vorgelegte Entwurf eines Waarenhaussteuergesetzes. Das Geschrei der Krämer unerschrocken zu lassen, hat man nicht gewagt, weil sich die allerstaaterhaltendsten Parteien ihrer annehmen. Den Wunsch dieser Parteien ganz zu erfüllen und alle Großbetriebe des Kleinhandels zu erdroffeln: Das konnte man erst recht nicht wagen, weil es die grundsätzliche Anerkennung des Kommunismus eingeschlossen hätte und schließlich ganz anderen Dingen gefährlich geworden wäre als den Brüdern Wertheim. So versucht man denn, den Mittelstandsschirmern auf eine ungefährliche Weise das Maul zu stopfen, indem man eine willkürlich abgegrenzte Kategorie dieser Großgeschäfte herausgreift und ihnen eine zur Erdrofflung nicht hinreichende Steuer auslegt, die sie durch Kürzung der Befoldungen ihrer Angestellten und des Arbeitslohnes in den für sie arbeitenden Fabriken herauszuschlagen werden. Nebenbei bemerkt: ich bin so wenig ein Freund der Bazare, daß ich nie auch nur eine Stecknadel darin kaufen werde; nicht aus Liebe zu den paar Krämern, die vielleicht durch sie geschädigt werden, sondern, weil ich mir die unnatürliche Wohlfeilheit der Waaren, die sie verkaufen, nur dadurch zu erklären vermag, daß ihre Lieferanten den Arbeitern Hungerlöhne bezahlen. Uebrigens würde die Erdrofflung der Waarenhäuser der Noth der Krämer nicht abhelfen, da diese aus der unvernünftigen Konkurrenz entspringt, die sie einander selbst machen; hat sich doch die Zahl der Waarenhandlungen in der Zeit von 1882 bis 1895 um 40 Prozent vermehrt, während die gleichzeitige Volksvermehrung nur 14½ Prozent betrug. Die relativ stärkste Vermehrung (um 100 und mehr Prozent) fällt allerdings auf die größeren und größten Betriebe; die absolut größte aber, die 120081 beträgt, auf die kleineren Gehilfenbetriebe, die einen bis zehn Gehilfen beschäftigen; und auch die kleinsten, ohne Gehilfen bestehenden Stramläden haben sich noch um 57173 vermehrt, was 19 Prozent ausmacht. Will die Regierung im Sinne der Mittelstandspolitiker experimentiren, so giebt es näher liegende Gebiete, auf denen sich ein Versuch eher rechtfertigen ließe. Während sich die Stramläden beständig vermehren, und zwar in ungeheuerlichem Maß, haben die gewerblichen Kleinbetriebe in dem vorhin erwähnten Zeitraum um 10,4 Prozent abgenommen. Wie wäre es, wenn man die Schneider durch Erdrofflung der Konfektion rettete? Und den Schneidern wird man doch noch einen ganz anderen Grad von Existenzberechtigung zugestehen müssen als den Krämern! Der marchand tailleur bringt ohne den wirklichen Schneider auch nicht die jämmerlichste Hose fertig, der Schneider aber bekleidet auch

ohne die ganz überflüssige Dazwischenkunft des Konfektionärs den ganzen Menschen sehr schön und fein. Dagegen bedarf weder der Waarenhausbesitzer der Kleinkrämer noch ist es fürs Publikum nothwendig, daß es in jedem Hause einen Stramladen finde. Der kleine Detailist aber übt keine Kunst, die erst mühsällig erlernt werden müßte; jede ungebildete Frau, die nach des Mannes Tode mit ihren Spargroschen einen Kram anlegt, bringt das Selbe fertig. Es traf sich gut, daß fast zugleich mit der preussischen Waarenhaussteuer im Reichstage die Petition gegen die sächsische Konsumvereinststeuer beraten ward. Sachsen strahlte da wieder einmal im herrlichsten Glanze unübertrefflichster Staatsweisheit und Preußen hat auch diesmal wohl im Stillen bekennen müssen, daß ihm der kleine Bruder — welches Glück, daß er 1866 nicht aufgefressen worden ist! — in Allem, was dem modernsten Kulturbegriff entspricht, mit Riesenschritten voraneilt und immer geraden Weges auf das richtige Ziel losgeht. Sachsen läßt Großbetrieb Großbetrieb sein und stürzt sich nur auf die Konsumvereine der Arbeiter. Deren Spargroschen werden für Geschäftsgewinn erklärt und einer Extrasteuer unterworfen, — und damit ist jede Gefahr ausgeschlossen, daß das sozialpolitische Experiment eine kommunistische Wendung nehmen und etwa zuletzt auch die 179 Millionen Geschäftsgewinn angreifen könnte, die den beiden Panzerplattenfirmen Krupp und Stamm aus der Flottenverdoppelung quellen werden. Zwar beherbergen unsere Staatserhaltenden eine solche Fülle von Sittlichkeit und besonders wirtschaftlichen Tugenden, daß sie, um nicht zu plagen, den Ueberschuß von Zeit zu Zeit auf die eben so unsittlichen wie unwirtschaftlichen Proletarier ausströmen müssen, und man sollte daher meinen, die Konsumvereine müßten ihnen als Leitungsrohr ganz willkommen sein. Denn bekanntlich hängt der Kleinkrämer der neuen Kandin gern ein Tüchlein an, versichert sie, daß ihm an Baarzahlung nichts liege, verleitet sie, mehr zu nehmen, als sie am Ende des Monats bezahlen kann, und lockt sie so in eine Schuldklaverei, aus der sie nicht mehr herausfindet und in der die Familie zu Grunde geht; der Konsumverein dagegen erzieht seine Mitglieder zur Baarzahlung, bringt das Haushaltungsbudget ins Gleichgewicht und dient zugleich als Sparkasse, fördert also auch das so hoch gepriesene Sparen. Aber was wollen solche Kleinigkeiten bedeuten gegenüber dem hohen politischen Ziel, daß man durch die Preisgebung manches Nebenächlichen heute im Reich und in Preußen zu erreichen hofft!

Daß die Waarenhaussteuer die Waarenhäuser nicht vom Erdboden vertilgen kann, ist durch das französische Beispiel erwiesen. Der Steuerbetrag geht in Frankreich bei einzelnen Geschäften in die Hunderttausende und dennoch blühen und gedeihen Bon Marché, Louvre, Printemps, Belle Jardinière, Samaritaine, Trois Quartiers, Petit Saint-Thomas mehr als je. Die Last wird eben auf die Fabrikanten abgewälzt, die sich wieder an der Schwämmerung der Arbeitslöhne schadlos zu halten wissen. Placantur Achivi! Der Einfall, durch irgend ein Steuergesetz eine dem gesellschaftlichen Bedürfnis entsprechende großkapitalistische Entwicklung hemmen zu wollen, ist so wunderbar, daß man nicht fassen kann, wie er sich im Hirn des klingen Herrn von Riquel festnisten konnte. Das haben, da sie nicht von dem ihnen vertrauten Gelände zu weichen brauchten, auch die Abgeordneten Barth und Crüger im Landtag klar und verständlich nachgewiesen und die Reden der Gegner verriethen nur, daß diese Herren von der über diesen Gegenstand vorhandenen Literatur nichts kennen,

in der ihre Argumente schon hundertmal widerlegt worden sind. Zu wünschen bleibt nur, daß auch den in den Waarenhäusern Bediensteten im Parlament ein geschickter Anwalt erstehen möge. Diese Männer und Frauen sind arg bedroht. Während die jämmerliche und empörende Lage der in kleinen Betrieben angestellten Handlungsgehilfen durch die Untersuchungen der Reichskommission für Arbeitstatistik grell beleuchtet worden ist, sagen die Verkäufer und Verkäuferinnen der Großbazar selbst, daß es ihnen relativ gut geht. Sie haben eine Arbeitszeit von mäßigem Umfang, sind an Sonn- und Feiertagen ganz, in der Woche um acht Uhr abends frei, werden auskömmlich bezahlt und im Sommer ohne Gehaltsverlust auf je vierzehn Tage bewilligt, haben Krankheitsfonds und leidliche hygienische Einrichtungen zur Verfügung und können ihren Gesichtskreis mehr erweitern, als es im Kleinkramladen möglich ist. Diese günstige Lage wird das neue Gesetz nicht überdauern; denn die Waarenhausbesitzer werden künftig natürlich an allen Ecken und Enden sparen, den Personalbestand vermindern, die Arbeitszeit verlängern, die Löhne kürzen und die Urlaubsgewährung einschränken. Das ist sonnenklar. Das weiß jeder Weisemrath. Aber die Mittelstandsretter werden eine Weile glauben, einen großen Sieg erfochten zu haben, — bis sie, wie beim Börsengesetz, merken, daß, was ein tödtlicher Streich schien, nur ein Schlag ins Wasser war. Und dann? Was wird dann die hochwohlwühlende Regierung thun? Was sie immer thut: ein neues Apothekerrezept schreiben. Kommt Zeit, kommt Rath. Und der Kurs bleibt der alte. Morgen wieder lustig!

Zwischen der Alma- und der Jena-Brücke wird im Gelände der pariser Weltausstellung das Palais des armées de terre et de mer zum Himmel aufragen. In Borjigs Prachtbau, Ecke Boh- und Wilhelmstraße, konnten Zugelassene neulich sehen, was das Deutsche Reich da ausstellen wird; der misera plebs war der Zutritt noch verwehrt, sie wird aber, wenns an Bezahlen geht, schon zugelassen werden. Und etliche Hunderttausende wird die Sache kosten. Vier Gruppen. Das deutsche Heer, Fußvolk und Reiter, von den Tagen des Großen Kurfürsten bis ins Jahr 1864. Wie fein erdacht! Nicht bis 1870. Das könnte die Franzosen ärgern. Und vom Großen Kurfürsten an, der sich bekanntlich vom allchristlichsten Franzosenkönig für gutes Verhalten in klingender Münze belohnen ließ. Jede Gruppe umfaßt ungefähr zwanzig Personen und ein paar ausgestopfte Gänse. Jeder Gaul soll über ein Halbtausend Reichsmark gekostet haben. Ueberhaupt ist Alles gut und theuer ausgeführt worden. Die alten groben Gewebe wurden eigens für diesen Zweck angefertigt. Stickerien und Kettenzweuge: Alles echt. Aus der heutigen Armee werden nur Führer und Deute der Leibwache gezeigt. Diese Figuren aber sind nach den lebenden Vorbildern sorgfältig modellirt. Das Ganze soll, wenn die pariser Weltmesse geschlossen ist, den Grundstock eines Militärmuseums bilden, das in Berlin erstehen soll. Wer wagt, zu zweifeln, daß ein solches Museum dem allerdringendsten Bedürfniß abhelfen würde und viel wichtiger wäre als all die Schulen, Volksbibliotheken, Volksbäder und ähnliche Zugasinstitute, die querköpfige Mörzler seit Jahren vergebens fordern? Und können die wildesten Aquarier mehr verlangen als die amtliche Anerkennung, daß in der Epoche der „Seegelung“ das Landheer schon für ein Museum reif geworden ist und als vorübergegangene Erscheinung unter einem prächtigen Grabstein beigelegt wird?